

S E P P d e G I A M P I E T R O

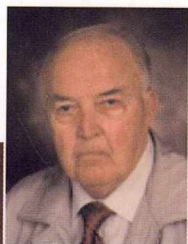


Sie träumten von Freiheit

Verratene Jugend zwischen Liktorenbündel
und Hakenkreuz



ATHESIA



Sie träumten von Freiheit

Sepp de Giampietro

wurde im September 1920 im Südtiroler Städtchen Sterzing geboren. Nach Besuch des italienischen Gymnasiums in Meran und Sterzing machte er im April 1940 in Berlin die Matura an einer Oberschule für Auslandsdeutsche. Im Mai 1940 rückte er zur Deutschen Wehrmacht ein und wurde als Angehöriger der Division »Brandenburg« mehrmals verwundet und ausgezeichnet; über diese Zeit erschien ein vielbeachtetes Buch unter dem Titel »Das falsche Opfer?« im Grazer Stocker Verlag. – Nach dem Krieg beendete de Giampietro sein Medizinstudium und promovierte im Februar 1948 in Wien zum Doktor der gesamten Heilkunde. – Im Jahre 1950 heiratete er eine Wienerin und etablierte sich 1954 als Facharzt für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten in Mailand. Seit seinem Eintritt in den Ruhestand lebt Doktor de Giampietro in Meran.

Sie paradierten zwangsweise in der faschistischen Jugendorganisation *Balilla* mit dem Kampfruf *Eia, eia, allalà* auf den Lippen – in der Freizeit ging es heimlich in die Berge zu Sport und Spiel, zum Singen der streng verbotenen deutschen Lieder und zu ebenfalls militärisch ausgerichteter Übung. Dieses selbsterlebte Schicksal in einer kleinen Stadt, das für eine ganze Generation von damals jungen Südtirolern exemplarisch ist, kann als Dokument von einzigartiger Bedeutung angesehen werden.

Ausgangslage ist die unfafßbare Ungerechtigkeit, die Südtirol zu Ende des Ersten Weltkrieges angetan wurde. Dem steht die Hoffnung auf einen neuen deutschen Staat gegenüber, der die *Brüder im Süden* nicht vergessen würde. Dann der harte Schlag: Der *Führer* fährt im Sonderzug mit verhängten Fenstern durch Südtirol und gibt in Rom feierlich den Verzicht auf dieses Land bekannt – er *schenkt* es dem *Duce*, der in Südtirol zum Sinnbild faschistischer Quälerei geworden war.

Es ist dem Verfasser gelungen, dieses ungeheure seelische Spannungsfeld zwischen Unterdrückung und Haß, Hoffnung und maßloser Enttäuschung packend und überzeugend darzustellen. Der *Traum von Freiheit* ist für jene erloschen, die auf den Schlachtfeldern ihr Leben lassen mußten; ihnen hat der Verfasser sein Werk gewidmet.

Umschlag:

Oben die Zwangsjacke der faschistischen Jugendorganisation –
unten der Traum von Freiheit, der für viele auf den Schlachtfeldern
des Zweiten Weltkrieges endete.

2000

Alle Rechte vorbehalten

© by Verlagsanstalt Athesia Ges.m.b.H., Bozen

Gestaltung: Erwin Kohl

Umschlaggestaltung: Athesiagrafik

Gesamtherstellung: Athesiadruck, Bozen

ISBN 88-8266-087-7

www.athesia.it/buchverlag

buchverlag@athesia.it

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

WIDMUNG

Ich widme dieses Buch
meiner Heimatstadt Sterzing und der Erinnerung
an die Freunde meiner Kindheit,
die gefallen sind, «wie das Gesetz es befahl».

Sepp de Giampietro

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Die Transformation.....	15
Die Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft.....	18
Italien annektiert Südtirol.....	36
1922 - Heiliger Abend in Sterzing	42
Weihnachtliche Meditationen	50
Im Hausgarten	60
Der Duce kommt.....	65
Am Jaufen	74
Entwicklungsjahre	87
Am Rosskopf	96
Ausflug nach Tschöfs	109
Das Vermächtnis	118
Die Maulser Brücke	135
Das Attentat.....	144
Ratlosigkeit	152
Die Option.....	171
Schlussbetrachtung - Südtirol und Hitler	176

Vorwort

Am Ende des Zweiten Weltkrieges waren alle daran beteiligten Völker, ob Sieger oder Verlierer, erschöpft, kriegsmüde und – ausser vielleicht die USA – am Ende ihrer Kräfte. Überall dort, wo sich die unerbittlich geführten Kämpfe abgespielt hatten, wo mit eruptiver Gewalt die feindlichen Heere aufeinandergeprallt waren, hatten sich Zerstörung und Tod wie fressendes Feuer flächenhaft ausgebreitet und was übrigblieb, waren Trümmer, Asche und Chaos. Die seelische Erschöpfung der kriegführenden Generation war total, ja sie hatte die Grenze des Erträglichen überschritten und zum Wunsche geführt, die Erinnerung an das mit höchster Not überstandene apokalyptische Geschehen aus dem Gedächtnis auszulöschen, ja aus den Gedanken überhaupt völlig auszuradiieren. Allein der Überlebenswille und das anerzogene Pflichtgefühl der gemarterten Kriegsgeneration trieben sie noch an, das Trümmerfeld, in das die Welt versunken war, zu beseitigen und schlussendlich, wenn auch zaghaf und mühevoll, daranzugehen, aus dem Chaos eine neue, menschliche und lebenswürdige Ordnung zu schaffen.

Um seine Zukunft gestalten zu können, muss ein Volk seine Vergangenheit kennen, es muss sich zu seiner Geschichte, und wenn sie noch so bitter erscheint, bedingungslos bekennen, es darf sie nicht leugnen oder je nach momentan herrschenden Tendenzen verbieten. Nur wenn das Volk seine wahre Geschichte, nicht die mit Absicht manipulierten und tendenziös gefärbten Versionen kennt, kann es aus der Vergangenheit lernen und den rechten Weg in die Zukunft finden.

Sechzig Jahre sind einerseits ein ausreichender Zeitabstand, um die Zusammenhänge, Ursachen und Folgeerscheinungen dieser weltumspannenden Tragödie mindestens zu erahnen. Zum anderen aber besteht die Gefahr, die immer vom Sieger geschriebene Geschichte nicht mehr rein objektiv und unverzerrt wahrnehmen zu können, weil sie durch eine zu lange Zeit hindurch von einer opportunistischen Propaganda manipuliert und verfälscht werden konnte. Es bedarf noch einer

sehr langen Zeit, um die wahre Geschichte, frei aller Tendenzen und politischen Kalküle, zu erzählen und zu dokumentieren. Heute ist bei deren Interpretation ein Generationenkonflikt noch unausbleiblich.

Für die Frontgeneration waren die Erlebnisse des Krieges zu stark, um sich von ihnen überhaupt noch lösen zu können. Für die nachfolgenden jungen Generationen hingegen, weil sie nicht aus eigener Erfahrung schöpfen können, ist es schwierig, die objektiv richtige Geschichte zu erkennen, mit der sie sich auseinandersetzen müssen, um Richtlinien für ihre Zukunft setzen zu können.

Nach jahrelanger politischer Lethargie und Verdrängung der schicksalhaften Ereignisse aus dem Bewusstsein erwacht nun auch in der Seele des Südtiroler Volkes immer mehr der Wille, seine unmittelbare Vergangenheit zu ergründen und zu studieren. Es will die Geschehnisse kennenlernen, die so einschneidend für seine Existenz waren, um daraus die Erkenntnisse und Lehren zu ziehen, die nötig sind, um die Zukunft nach eigenem Gutdünken wandeln und gestalten zu können. Dieses Erwachen geht einher mit dem Abbau der zum eigenen persönlichen Schutz – bewusst oder unbewusst – errichteten Mauer, die nun mit Erreichen des Wohlstandes und der politischen Reife nicht mehr als notwendig erachtet wird.

Es wäre kurzsichtig und falsch, wollte man jetzt – nach sechzig Jahren – nur die Ereignisse dieses ungeheuren Geschehens, wie es der Zweite Weltkrieg darstellte, für sich allein betrachten und den nicht minder grauenhaften Ersten Weltkrieg in die Tiefe der Geschichte versenken. In Wirklichkeit gehören beide Kriege zusammen, sie bilden einen einzigen geschichtlichen Block. Die dazwischen liegende Zeit war nur die Vorbereitung auf den Zweiten Weltkrieg, dessen Keime mit dem sogenannten «Friedensvertrag von Saint Germain» gesetzt worden waren.

Beide Kriege hatten für Südtirol schicksalhafte Folgen.

Um den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und seine Folgen überhaupt zu verstehen, ist es unerlässlich, sich mit den Ursachen, die dazu führten, auseinanderzusetzen.

Das Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin Herzogin von Hohenberg am 28. Juni 1914

in Sarajevo, ausgeführt von einem jungen serbischen Fanatiker, war nur die auslösende Ursache des schliesslich die ganze Welt involvierenden Krieges. Diese ungeheuerliche Tat war nur der zündende Funke, der explosionsgleich die Apokalypse auslöste, welche die bis dahin in Europa herrschende Ordnung zerstören sollte.

Wenn auch die die *Entente* bildenden Grossmächte Europas (Grossbritannien, Frankreich, Russland) verschiedene Gründe und Absichten für einen Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn hegten, so waren sie sich doch darin einig: diese *Mittelmächte* (eben Deutschland und Österreich-Ungarn) zu zerschlagen. Frankreich wollte Revanche für den verlorenen Krieg 1870/71 und die Zurückgewinnung von Elsass-Lothringen; Russland wollte zum Führer aller Slawen und damit zur herrschenden Macht am Balkan werden, um sich so mit Hilfe eines grossserbischen Reiches einen Zugang zum Mittelmeer zu verschaffen und sich somit den Wunschtraum nach einem Hafen an einem warmen Meer zu erfüllen. Um dieses Ziel zu erreichen, benützte, ja schürte es kräftig die allgemein erwachten nationalistischen Tendenzen der slawischen Volksgruppen, um den Zerfall des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn einzuleiten. England hingegen störte der Aufschwung Deutschlands als Grossmacht auf dem europäischen Kontinent, denn dies widersprach dem jahrhundertlang erfolgreich praktizierten Grundsatz ihrer Weltpolitik, die keine starke Grossmacht auf dem Kontinent dulden konnte. Nur wenn die Staaten Europas schwach waren oder sich gegenseitig bekriegten, konnte England sein Weltreich beherrschen und vergrössern.

An einer Zerschlagung der Donaumonarchie war ausser den Grossmächten auch Rumänien interessiert, das eine Einverleibung der Bukowina und Siebenbürgens anstrebte, sowie Italien, das die Städte Görz, Triest und Trient haben und darüber hinaus mit einer Besetzung Tirols und Dalmatiens seine Grenzen nach Norden und Osten ausweiten wollte. So arbeiteten die Diplomaten vieler europäischer Staaten Verträge, Pakte und Abmachungen aus, die alle – wenn auch mit verschiedenen Vorzeichen – darauf ausgerichtet waren, die Mittel-

mächte Deutschland und Österreich-Ungarn einzukreisen und letztendlich einen Konflikt zu provozieren, der ihre Zerschlagung ermöglichen sollte. Den Grund dazu fand man schliesslich im ewigen Pulverfass Balkan.

Man war sich sicher, dass die österreichisch-ungarische Monarchie die Ermordung ihres Thronfolgers nicht hinnehmen konnte, ohne entsprechende Genugtuung zu erhalten. Da diese jedoch ausbleiben würde, musste Österreich-Ungarn, um das Gesicht zu wahren, Serbien den Krieg erklären. Damit wäre dann für die Entente der Grund gegeben, als Schutzmacht des kleinen, schwachen Serbien aufzutreten und ihrerseits den Mittelmächten den Krieg zu erklären.

Somit war, aus verschiedenen Interessen und mit verschiedenen Zielen, ein verheerender Weltbrand mit katastrophalem Ausmass ausgelöst, dessen Folgen heute noch nachwirken.

Es waren zwei Weltkriege notwendig, um die alte gewohnte Ordnung in Europa zu zertrümmern und eine neue, wenn auch keineswegs vollkommene, gesamteuropäische, zu schaffen. Es bedarf heute des guten Willens aller europäischen Völker, an dieser Ordnung selbstlos und unter Hintansetzung der eigenen politischen Interessen mitzuarbeiten, und die restlichen noch verbliebenen oder neu geschaffenen Probleme und Divergenzen im gemeinsamen Interesse zu beseitigen.

Wenn die neuen Generationen mit ehrlichem europäischem Geiste heranwachsen und ihre nationalistischen Gefühle vergessen, dann wird Europa eine lange Zeit des Friedens und des Wohlergehens beschieden sein. Werden hingegen die noch bestehenden, sowohl nach dem Ersten wie nach dem Zweiten Weltkrieg durch neuen Hass geschaffenen Ungerechtigkeiten nicht beseitigt, sondern durch neue diktatorische Verfügungen vermehrt oder verstärkt, dann wird es – auf kurz oder lang – sicherlich zu neuen Auseinandersetzungen und Konfrontationen in Europa kommen. Dann werden wieder die zentrifugalen, nationalistischen Kräfte wirksam, und die heute mühsam zusammengekitteten Völker werden erneut auseinanderdriften. Dass solche Katastrophen nicht nur möglich, sondern höchstwahrscheinlich sind, wurde nach dem Ende des sogenannten Kalten Krieges und in vielen

anderen Fällen nach dem Wegfall einer unerbittlichen, harten, diktatorischen Führung in vielen Regionen Europas demonstriert.

Es ist nicht möglich, von den gesamten Ereignissen der beiden Weltkriege und ihrer Zwischenperiode ein umfassendes Bild zu geben. Zu gewaltig waren die Fakten. Ein einzelner Mensch kann nur einen kleinen Bruchteil dieses ungeheuren Geschehens übersehen; er kann es nur erahnen. Im Leben der Völker, und besonders in einer so schnelllebigen Zeit wie der unseren, verblasen Ereignisse, die einst von entscheidender Bedeutung und schicksalhaftes Geschehen waren, und verschwinden im Nebel der Vergangenheit. Die Wogen, die einmal haushoch sich türmten, glätten sich deutlich, und die neue Zeit erscheint den kommenden Generationen als das, was sie wirklich ist. Und letztendlich gewöhnen sich die Menschen an alles.

Es wird hier der Versuch unternommen, in kleinen banalen Episoden die Atmosphäre zu schildern, die nach dem Ersten Weltkrieg in Südtirol herrschte. Es wird versucht darzulegen, welch ungeheurer Schock es für die aus der Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten war, nach Ende des Krieges, in dem sie so tapfer die Heimat verteidigt hatten, feststellen zu müssen, dass diese plötzlich und ohne verständlichen Grund von Gesamttirol losgerissen und Italien zugesprochen worden war.

Es wird weiters versucht, wenn auch nur fragmentarisch, das Leben in Südtirol zu beleuchten, das unter dem hasserfüllten stupiden Druck des Faschismus bei der Südtiroler Bevölkerung zur Ablehnung alles Italienischen führte und die Hoffnung auf Deutschland wachsen liess, von wo man die Rettung erwartete. Eine Hoffnung, die so gross wurde, dass sie selbst den unmoralischen, «testamentarisch» verfügten Verzicht Hitlers auf das Land schliesslich hinnahm und eine unfreiwillige Abwanderung aus der jahrhundertealten Heimat ins Ungewisse der Alternative, Italiener zu werden, vorzog.

Es war göttliche Fügung, dass die Abwanderung ins Stocken kam und schliesslich ganz aufhörte.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges haben es die Alliierten wiederum versäumt, das nach dem Ersten Weltkrieg den Südtirolern zugefügte Unrecht aus-

zulöschen und Tirol wieder zu vereinigen. Man hat eine Kompromisslösung gefunden.

Aber Unrecht bleibt Unrecht, es verjährt nicht.

Aufgabe der Politiker ist es, dieses Unrecht nicht nur durch schöne Worte und «de jure» zu lösen, sondern «de facto» endgültig zu beseitigen, diese ständig blutende Wunde zur Heilung zu bringen, um sie nicht zum Herd neuer Katastrophen werden zu lassen.

Die Transformation

Wir stehen nun an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts. Es ist mühsig, in eine Zukunft schauen zu wollen, die man nicht mehr beeinflussen kann, vielleicht nur noch vage zu erahnen vermag.

Das zu Ende gehende Jahrhundert, das von den Generationen zweier Weltkriege getragen und wesentlich geprägt wurde, kann man wohl als das Jahrhundert der Transformation bezeichnen. Alles, die allgemeine Ordnung, die Beziehungen der Völker zueinander, das tägliche Leben im Besonderen, die Beziehung der Generationen zueinander, alles hat sich geändert. Ja selbst die Kirche hat sich diesem Trend nicht entziehen können und gewohnte, jahrhundertealte Glaubensbegriffe durch neue, teils unverständliche, ersetzt. Alles wurde transformiert, vieles überhaupt ausgelöscht. Kaiser- und Königreiche wurden vernichtet, Staaten zertrümmert und neu gebildet, Grenzen niedergerissen und wieder, mehr oder weniger willkürlich, errichtet; Weltanschauungen, von denen man glaubte, sie würden Jahrtausende überdauern, wurden nach wenigen Jahren als unbrauchbarer Ballast hinweggefegt.

Zu Beginn des zu Ende gegangenen Jahrhunderts stand die Menschheit am Anfang des Industriezeitalters, wo sich schon eine Transformation der Massen abzeichnete, und dessen Entwicklung damals nicht voraussehbar war. Innerhalb weniger Jahre entwickelte sich mit rasanter Geschwindigkeit die Technik der Computer und Mikrochips, welche die neue Ära der Transformation einleitete. Mit der daraus resultierenden totalen Änderung der Lebensbedingungen ging auch eine radikale Transformation der Menschen selbst einher. Die moralischen und geistigen Ideale, die einst einen wesentlichen Bestandteil eines Kulturvolkes darstellten, wurden nicht nur nicht durch andere gleichen ethischen Wertes ersetzt, sondern sie wurden mutwillig und konzeptlos transformiert oder ausgelöscht. Es entstand so eine völlig neue Gesellschaft mit neuen, vorwiegend materiellen Interessen und Zielen, in der die alte Lebensethik nicht mehr erkennbar ist. Die Entwicklung der Technik, die in ihrer globalen Dimension jedes Gebiet erfasst hat, ging mit atemberaubender Geschwindigkeit vonstatten. Nie

in der jahrtausendealten Geschichte der Menschheit hat in so kurzer Zeit auf allen Gebieten des Lebens eine so tiefgreifende Transformation stattgefunden. Gefangen von einem sich immer schneller drehenden Wirbelsturm wurde die Menschheit innerhalb eines Jahrhunderts vom Zeitalter der Dampflokomotive in das der interplanetaren Raketen kapituliert. Von dem Jahrhundert, in dem noch ein galoppierendes Pferd die grösste Reisegeschwindigkeit war, in das jetzige Zeitalter, in dem die Überschallgeschwindigkeit und damit die Luftfahrt ein fast nicht mehr zu bewältigendes Ausmass angenommen hat, war es nur ein kurzer Schritt. Die Menschheit hat Mühe, der Entwicklungsgeschwindigkeit der von ihrem eigenen Genius geschaffenen Technologie zu folgen, denn die Evolution des Menschen geht, wenn auch konstant, so doch unendlich langsamer vonstatten. Die geistige Entwicklung konnte mit der technischen nicht Schritt halten, so dass sich der Mensch von irrational gewordenen geistigen Eigenschaften trennte, um nicht von den neuen materiellen überrollt zu werden; was aber schlussendlich doch geschah.

In dieser hektischen Zeit, wo nur der schnelle Verdienst zählt, um möglichst viel programmierte Freizeit geniessen zu können, und in der die Konsumwirtschaft zu höchster Blüte gebracht wird, bleibt keine Zeit mehr, sich mit vermeintlichen Banalitäten wie Geschichte oder geistigen Wissenschaften im Allgemeinen zu befassen. Man glaubt, auf die Lymphe, die aus den Wurzeln der eigenen Vergangenheit kommt, sowie auf die Befruchtung durch den Samen der eigenen Kultur verzichten zu können. Es sind das keine greifbaren Elemente, und deshalb beschäftigt man sich nicht damit.

Besonders ist es die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die von Interesselosigkeit betroffen wird. Sie ist oft verzerrt, ja sogar gefälscht worden und in Lehrbüchern oft überhaupt nicht vorhanden. Man übergeht die Ursachen, den Verlauf und die Folgen der zwei Kriege, man lässt die ungeheure Bedeutung, die sie für die Entwicklung des modernen Menschen hatten, ausser Acht und vergisst, dass gerade all die Opfer, all die Zerstörungen das auslösende Moment unserer Transformation und des daraus resultierenden heutigen Wohlstandes waren.

Nun, diese rasante und radikale Transformation, welche die Menschheit im 20. Jahrhundert durchgemacht hat, hat selbstverständlich auch Südtirol betroffen, und auch hier stehen die materiellen Ziele weit vor den ideellen und geistigen. Die volks- und landesgeschichtliche Kenntnis der tatsächlichen und unverfälschten Ereignisse der Geschichte wurde langsam, aber nicht unabsichtlich, in den Hintergrund gedrängt. Die Kenntnisse über die Vergangenheit des Volkes und des Landes reichen oft nur fünfzig bis sechzig Jahre zurück. Absichtlich wurde und wird heute noch die weiter zurückliegende Geschichte totgeschwiegen oder falsch dargestellt.

Ich habe versucht, in anspruchsloser Lektüre wahrheitsgetreu Begebenheiten aus unserer Vergangenheit zu erzählen. Es soll der heutigen und kommenden Generation Ereignisse vermitteln, die unsere Jugend geprägt haben, damit sie aus deren Erkenntnissen die Kraft schöpfen möge, ihre tirolische Identität auch in Zukunft innerhalb des europäischen Vielvölkerstaates zu wahren.

Gerade in einer Zeit, wo in Europa die Grenzen allmählich an Bedeutung verlieren und die einzelnen Nationen versuchen, zu einem einzigen europäischen Volk zusammenzuwachsen, müssen die Südtiroler sich ihrer Vergangenheit bewusstwerden, um nicht die eigene Identität zu verlieren, was unweigerlich zum Untergang in einem amorphen Völkergemisch führen würde.

Die Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft

Am Abend des 25. Juli 1914 hatte der Kaiser Franz Joseph in seiner Sommerresidenz in Bad Ischl die Mobilmachung des österreichisch-ungarischen Heeres befohlen, nachdem die an Serbien gestellte Satisfaktionsfrist wegen der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gemahlin ergebnislos verstrichen war. Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien war unvermeidlich. Am 28. Juli 1914 befand sich Österreich-Ungarn bereits im Kriegszustand mit Serbien. Damit war die Lawine losgetreten, die letztendlich die ganze Welt involvierte.

Vier Jahre lang dauerte das gigantische Ringen. 10 Millionen Soldaten gaben ihr Leben. Die kriegführenden Staaten waren am Ende ihrer Kräfte angelangt. Fast plötzlich war der Zusammenbruch der Mittelmächte gekommen. Im November 1918 war das erbitterte Ringen zu Ende. Was übrig blieb, war ein Chaos, das in der Weltgeschichte ohne Beispiel war und das schon den Keim neuer Konflikte in sich barg.

Die Kaiserreiche Deutschland und Österreich-Ungarn waren zerfallen. Im ehemaligen Zarenreich herrschte der Bolschewismus.

Am italienischen Kriegsschauplatz hatte die Front trotz der sich schon seit geraumer Zeit angekündigten krisenhaften Verfallserscheinungen im österreichisch-ungarischen Heer, die durch massenhafte Desertion, Befehlsverweigerung und Meuterei von tschechischen, ungarischen und bosnischen Einheiten ausgelöst worden waren, bis zuletzt gehalten. Sie konnte aber unter diesen katastrophalen Zuständen in den eigenen Formationen und den sich anbahnenden subversiven Tendenzen in der Heimat nicht länger standhalten und war ins Wanken geraten, ein Zurückweichen nach Osten war unvermeidlich. Am 31. Oktober 1918 war der österreichisch-ungarische Rückzug allgemein geworden. Die am 24. Oktober eingeleitete Grossoffensive der Italiener, an der auch englische, französische und amerikanische Truppen mit Massen an Fliegern mitwirkten, war nur noch der Todesstoss für ein



Der Vater des Verfassers als Oberleutnant der Kaiserjäger am Pasubio (vorne rechts). Für ihn und für alle Soldaten der alten Monarchie war es unbegreiflich, dass Südtirol von Österreich abgetrennt werden sollte – hatten sie doch im Kampf an der Südfront keine Niederlage erlitten. Dieses Gefühl der Verbitterung dem Unfassbaren gegenüber hat diese Generation gezeichnet und ist voll auf die Generation der Söhne übergegangen.

längst ausgeblutetes Reich. Ein Waffenstillstand beendete letztendlich den Krieg.

Teile der österreichischen Regimenter, die noch bis zum Schluss in den Stellungen der Alpenfront ausgehalten hatten, fanden den Heimweg. Grossen Verbänden jedoch, die sich in geordnetem Rückmarsch befanden, war er infolge der von Österreich-Ungarn und Italien unterschiedlichen Auslegung des Beginns des Waffenstillstandes versperrt, und sie gerieten in italienische Gefangenschaft. Dort darben sie hinter Stacheldraht, viele starben. Einigen gelang die erlösende Flucht. Die meisten aber kehrten erst Jahre später in die Heimat zurück.

Die ersten Wochen und Monate der entwürdigenden Gefangenschaft, in die Tausende österreichischer Soldaten geraten waren, waren trotz aller Entbehrungen und quälenden Depressionen und abgesehen von den demütigenden Beleidigungen von Seiten der italienischen Bevölkerung in den Dörfern und Städten, durch die sie wie Verbrecher getrieben und wo sie wie Raubtiere zur Schau gestellt worden waren, um von geifernden Weibern und frechen Buben beschimpft und mit Steinen beworfen zu werden, noch halbwegs glimpflich verlaufen. Nach schier end- und scheinbar ziellosen Märschen, die sie immer tiefer nach Italien hinuntergeführt hatten, waren sie schliesslich in einem Barackenlager gelandet, wo sie endlich etwas Ruhe und wenigstens ein Dach über dem Kopf vorgefunden hatten.

Es war Hochsommer geworden, und die Hitze in den Baracken wurde schier unerträglich. Auch hatte sich plötzlich die Behandlung von Seiten der Wachmannschaft drastisch verschlechtert. Wenn diese während der ersten Monate nach dem Waffenstillstand im ganzen korrekt war und die Gefangenen mit einem gewissen Respekt behandelt wurden, so hatte sich die Lage in den Gefangenenlagern plötzlich total verändert. Der Grund war wohl die Auswirkung der Pariser Friedensverhandlungen, wo es den gewieften Diplomaten der Sieger schliesslich gelungen war, den besiegten Mittelmächten die alleinige Kriegsschuld anzulasten. Und plötzlich waren die Gefangenen keine «Kriegsgefangenen» mehr, sondern zu «Kriegsverbrechern» geworden, die die

Welt zerstört hatten und dafür als die allein Schuldigen bestraft werden mussten. Die Arroganz des Wachpersonals den Gefangenen gegenüber nahm zu und kannte bald keine Grenzen mehr. Unsinnige Anordnungen häuften sich, und die schon karge Verpflegung wurde weiter gekürzt. Es kam zu willkürlichen Schikanen, die an den Nerven der Gefangenen zerrten. Streit und Zank untereinander war die Folge. Die Gefangenenpsychose breitete sich aus. Die Fluchtversuche häuften sich. Viele missglückten kläglich, aber einige gelangen doch. Immer mehr wagten das Risiko.

Die Flucht erforderte vor allem einen bis in die kleinsten Details durchdachten Plan. Nichts durfte dem Zufall überlassen bleiben. Ein genauester Zeitablauf der Durchführung war zu erstellen, und der mögliche Fluchtweg aus dem Lager in die Freiheit war zu erkunden. Eine minutiöse, aber geheime Vorbereitung war erforderlich, und nur die zuverlässigsten Kameraden durften eingeweiht werden. Je weniger davon wussten, um so grösser war die Möglichkeit des Gelingens. Nach reiflichen Überlegungen und auf das unerlässliche Glück vertrauend hatte schliesslich auch der Almberger Luis zusammen mit drei Kameraden den risikoreichen Entschluss gefasst, die Flucht zu versuchen, und sie gingen daran, die Fluchtpläne zu schmieden. Schon vor Wochen hatten sie am Boden der Aussenmauer eine schadhafte Stelle, die der im Allgemeinen sehr aufmerksamen und misstrauischen Wachmannschaft nicht aufgefallen war, als möglichen Fluchtweg erkannt. In mühseliger und geduldiger Kleinarbeit hatten sie den Mauerschaden zu einem engen Schlupfloch erweitert und immer wieder mit Gestrüpp und Steinen getarnt. In einer regnerischen und schwülen Sommernacht, am 26. August 1919, krochen die vier Männer durch das Loch und in die Freiheit. Einmal draussen, trennten sie sich wie abgemacht, und jeder versuchte, nun auf sich allein gestellt, die Rückkehr in die ferne Heimat.

Müden Schrittes schleppte er sich über die staubige Strasse. Die Sonne brannte erbarmungslos vom hellen Himmel, der Schweiss rann dem flüchtenden Luis in dünnen Bächen von der Stirn und brannte in den Augen und auf den aufgesprungenen Lippen.

Bekleidet war er mit einer alten zerschlissenen und an mehreren Stellen nur notdürftig geflickten Hose, der man die letzten Kriegsjahre und die Monate der Gefangenschaft anmerkte. Die nackten, behaarten Beine steckten wie zwei dünne Stäbe in alten, nur noch spärlich genagelten k. u. k. Aerarschuhen. Die Schnürsenkel waren mehrmals gerissen und geknotet worden. Sie reichten nicht mehr für alle Ösen und Hafteln. Am oberen Rand der Schuhe ragten einige Zipfel schmutziger Fusslappen hervor. Die dunkelgrüne Jacke, die er trug, schlotterte – wie die Hose – am ausgemergelten Körper. Sein kragenloses Hemd war zerfetzt und verschwitzt. Auf dem Kopf trug er einen zerkrumtschten Filzhut, den er weiss Gott wo gefunden hatte, und dessen Kuppe wie von einem Faustschlag eingedrückt war. Die schmale Krempe hing wellenförmig herab und bedeckte mit Mühe sein starkes, wie verfilzt wirkendes schwarzes Haar. Ein starker Vollbart umrahmte sein hageres, von Jahren und Wetter gefurchtes Gesicht, und unter einer schmalen markanten Adlernase bedeckte ein besenhafter, von Tabaksaft gebeizter Schnurrbart den Mund. Unter buschigen Brauen leuchteten zwei hellblaue verschmitzte Augen, die mit wachsamem Blick das vor ihm liegende Gelände durchforschten. Über seiner linken Schulter hing ein aus alter Zeltplane selbstgefertigter Sack, der mit einem Stück Spagat zugebunden war und nur einen einzigen gekreuzten Tragriemen hatte. Darin befanden sich alle seine Habseligkeiten: eine kleine Pfeife mit zerkautem Mundstück, ein kleiner Beutel mit ein paar Tabakkru-
men, ein Stück altes Brot und eine drei Finger dicke Scheibe stinkenden Käses.

Obwohl er sich auf einen gekrümmten und knorrigem Stock aufstützte und seinen linken Fuss nachzog, der wegen der eiternden Blasen an Fersen und Zehen jeden Schritt zur Qual machte, liess diese ausgemergelte, abgemagerte Figur doch eine kräftige, ja fast imposante Konstitution erkennen. Sein mächtiger Brustkorb und der aus tiefen Augenhöhlen hervorstechende Blick geboten Achtung und forderten Respekt.

Auf dem Weg nach Norden vermied er Hauptstrassen und Ortschaften und schlich sich durch Weinberge, Maisfelder und Auen. Sobald er Pferdegetrappel hörte, sprang er in volle Deckung und verharr-

te mäschenstill: er fürchtete, den berittenen Carabinieri, die die Gegend durchstreiften, in die Hände zu fallen. So blieb er oft lange Zeit hinter einem Strauch oder in einem Graben liegen, bis sich das Pferdetrappel in der Ferne verlor und ihm die Luft wieder rein erschien. Besonders die ersten Tage nach der Flucht, solange er sich noch in der Nähe des Gefangenenlagers befand, musste er besonders vorsichtig sein, denn die Wachmannschaft durchstreifte engmaschig die ganze Gegend. Auch die Rad fahrenden Carabinieri waren alarmiert worden, und alle umliegenden Bauernhäuser und Scheunen wurden durchsucht. Man stocherte mit Säbeln und aufgefplantem Seitengewehr in jedem Heuschober herum.

Am Abend des vierten Fluchttag, als er gerade von einem Apfelbaum eine Frucht abriß, um seinen Hunger zu stillen, wurde er von einem jungen Mädchen entdeckt. Das Mädchen starrte mit seinen grossen schwarzen Augen den fremden Mann an, ohne zu schreien oder fortzulaufen. Als der Mann ihr den soeben vom Baum gepflückten Apfel hinhielt, die Schultern hochhob und ein trauriges Lächeln zeigte, als ob er um Vergebung wegen des Diebstahls bäte, lachte das Mädchen, wobei es eine perfekte Reihe blütenweisser Zähne zeigte. Sie hatte sofort erkannt, wen sie da vor sich hatte. Nicht nur wegen der zerschlissenen österreichischen Uniform, die der Fremde trug, sondern seine ganze Erscheinung wies ihn unverkennbar als «prigioniero austriaco» aus. Durch Zeichen gab er ihr zu verstehen, dass er Hunger habe, worauf sie ihm lachend zuwinkte, er möge mit ihr kommen. Als er zögerte, lief sie auf ihn zu, packte ihn am Ärmel und zog ihn mit sich. Sie lief voraus, und er folgte ihr zögernd: Was konnte auch schon passieren? Nun war er einmal entdeckt, und wenn sie ihn schon verraten wollte, dann war er so oder so verloren. Ausserdem plagte ihn der Hunger dermassen, dass er das Risiko einging und dem Mädchen bis zum nahen Bauernhof folgte.

Sie ging in die geräumige Küche voraus und winkte mit der Hand dem immer noch misstrauisch folgenden Soldaten. Dieser trat vorsichtig umherschauend und sprungbereit, die Flucht zu ergreifen, in die Küche, während das Mädchen schon Brot, Käse und Mortadella auf den Tisch stellte.

«Mangia, mangia», sagte das Mädchen und forderte den fremden Mann auf, zuzugreifen.

Dieser liess sich nicht zweimal bitten, der Hunger war zu gross. Er setzte sich, alle Vorsicht ausser Acht lassend, auf die Bank und begann, grosse Stücke der dargebotenen Köstlichkeiten zu verschlingen. Um die enormen, fast ungekauften Bissen hinunterzukriegen, trank er abwechslungsweise einen kräftigen Schluck Wein, den das freundliche Mädchen in einer mit Stroh umwickelten Flasche mitsamt einem Becher aus dem Schrank geholt hatte.

Während der Flüchtling seinen Heiss hunger stillte und das Mädchen fortwährend plapperte, hörte man plötzlich Pferdegetrappel. Schnell sprang der Mann auf und stürzte zum Fenster. Vorsichtig zog er den Vorhang zur Seite und lugte hinaus. Aber es waren keine berittenen Carabinieri, die da kamen, sondern es war der Bauer, der, den Gaul am Halfter führend, einen mit Heu beladenen Karren in den Hof hereinbrachte.

«Niente paura» (*Hab keine Angst*), beruhigte das Mädchen den nervös gewordenen Soldaten. «Mio padre è buono – gut – molto buono, mio padre.» (*Mein Vater ist gut, sehr gut*)

Als der Bauer dann in die Küche trat und den unbekanntten jungen Mann erblickte, blieb er überrascht stehen. Mit einem Blick erfasste er die Situation, und ein freundliches Lächeln erhellte sein finsternes Gesicht.

«Austriaco», sagte er, «soldato austriaco fuggito dal campo! Non aver paura, la guerra è finita da un pezzo. Tu vuoi andare a casa, da tua moglie, da tua madre, lo capisco. – Tu sei un povero diavolo e io non ti denuncio – perché io sono cristiano.» (*Österreicher, aus dem Lager geflüchteter österreichischer Soldat! Hab keine Angst, der Krieg ist schon lange aus. Du willst nach Hause, zu deiner Frau, zu deiner Mutter, ich verstehe das. Du bist ein armer Teufel, und ich werde dich nicht anzeigen, weil ich bin ein Christ.*)

Der Luis verstand nicht die Hälfte von dem, was der Bauer sagte, aber es reichte aus, um ihn zu beruhigen.

Der Bauer nahm sich ein Glas aus der Kredenz, füllte es mit Wein und prostete dem Soldaten zu.

«Salute e buon ritorno in patria!» (*Gesundheit und gute Heimkehr!*)

«Ja – Prost – und danke schön – grazie», sagte der Luis und leerte sein Glas.

Der Bauer lud ihn zum Weiteressen ein, und dieser setzte sich wieder an den Tisch.

Während er weiterass, unterhielt sich der Bauer mit seiner Tochter; diese verschwand und kam nach kurzer Zeit mit einer Hose und einer Jacke zurück. Der Bauer fasste die Uniformjacke des Soldaten an und sagte: «Nix gut, non buono! Prendi questa giacca e questi pantaloni, è molto meglio.» (*Nimm diese Jacke und diese Hose, das ist viel besser.*) Und zu seiner Tochter gewandt sagte er: «E tu vai intanto fuori a vedere se viene qualche d'uno.» (*Und du gehst inzwischen hinaus und schaut, ob wer kommt.*) Das Mädchen verliess die Küche, und der Luis entledigte sich seiner Uniform. Als es nach wenigen Minuten zurückkehrte und den Soldaten in den ihm viel zu kleinen Zivilkleidern sah, musste es hellauf lachen.

«Va bene così», (*So ist es recht*) sagte der Vater ernst und drückte dem «Austriaco» noch einen verbeulten Hut auf den Kopf. Das Mädchen holte einen alten Ledergürtel aus einer Truhe und während sie ihm damit die Hose um den Bauch zuzurte, sagte sie lachend:

«Se no, perdi i pantaloni, quando scappi!» (*Sonst verlierst du die Hosen, wenn du flüchtest!*)

Der Luis liess alles mit sich geschehen, er war froh, Zivilkleider zu haben.

So wurde aus dem k. u. k. Oberjäger der Kaiserjäger Almberger Luis ein Landstreicher.

Vater und Tochter stopften ihm noch ein Stück Brot und etwas Käse in seinen Schnerfer, gaben ihm noch Ratschläge betreffs des einzuschlagenden Weges und schoben den «Austriaco» aus der Küche.

Der Bauer klopfte ihm dabei vertraulich auf die Schulter, wünschte ihm: «Auguri – e buon ritorno a casa!» (*Viel Glück – und gute Heimkehr!*) und ver-

schloss die Tür hinter ihm. Der Almberger Luis war wieder allein in der inzwischen hereingebrochenen Nacht.

Der weitere Fluchtweg erschien dem Luis jetzt um vieles leichter und weniger gefährlich; das Räuberzivil fiel nicht sonderlich auf, und so konnte er es jetzt auch wagen, mehr bei Tage zu marschieren, während dies in österreichischer Uniform von viel grösserer Gefahr begleitet gewesen war. Er wagte es nun, Strassen und Wege zu benutzen, die ihm in Uniform verwehrt waren. Er wurde im Laufe der Wanderschaft auch immer frecher: Er durchquerte mutigen Schrittes Dörfer und Ortschaften und übernachtete in verlassenen Scheunen und Ställen. Ab und zu ging er sogar in eine kleine Trattoria und leistete sich einen Teller Spaghetti; es war die einzige Speise, die er zu bestellen verstand und die er auch bezahlen konnte: Geld hatte er ja. Während der Gefangenschaft hatte er sich ganze 48 Lire zusammengespart; das war eine Menge Geld für einen Flüchtling. Immer den Gedanken auf die Flucht gerichtet, hatte er mit den Wachsoldaten Handel getrieben. 12 Lire hatte er im Laufe der Monate den Kameraden beim Spiel und durch Wetten abgenommen. Das «Lagergeld», das nur innerhalb des Lagers Gültigkeit hatte, hatte er bei einem Händler, der regelmässig ins Lager kam, um seinen Kram teuer zu verkaufen, zu einem Wucherkurs in Staatsgeld umgetauscht. Aber er hatte sich mit legaler Münze ausgestattet, die ihm zugute kam.

Allmählich fühlte er sich in dem Räuberzivil recht wohl. Es gab ihm auch eine gewisse Sicherheit, was aber zur Folge hatte, dass er unvorsichtig wurde.

Diese langsam sich steigernde Sorglosigkeit ist ein typisches Verhalten eines jeden Flüchtlings. Vor der Flucht werden alle Möglichkeiten eines Scheiterns immer wieder durchdacht; man nimmt sich eisern vor, grösste Vorsicht walten zu lassen, tatsächlich aber nimmt dann die Nachlässigkeit überhand, bis auf einmal die Falle zuschnappt und alle Mühen umsonst waren.

Beinahe wäre es auch dem Luis so ergangen, als er, zu frech geworden, bei einem Bauernhaus anklopfte, um etwas Essbares zu erbitten. Er wurde sofort von einem geifernden Weib als Flüchtling erkannt, das ihn schreiend davonjagte. Nur schnelle Flucht rettete ihn, während die



Als 1914 die Zweite Marschkompanie des Ersten Tiroler Kaiserjägerregimentes in Richtung Galizien einwaggoniert wurde, ahnte niemand, dass dieser Krieg mit der Abtrennung Südtirols von Österreich enden sollte.

Rufe «maledetto austriaco!», «brutta bestia!», «disgraziato furfante!» {verfluchter Österreicher, grausliches Vieh, unglückseliger Gauner!} hinter ihm nachhallten.

Dieser Gefahr glücklich entronnen, marschierte er weiter nach Norden.

Ein grosses und gefährliches Hindernis lag noch vor ihm: der Po, dessen Überwindung sein ganzes Denken beanspruchte. Dieses gewaltige Hindernis konnte nur mit Frechheit und enormem Glück genommen werden.

Nach sorgfältigster Überlegung und akkuratstem Abwiegen aller ihm zur Wahl stehenden Möglichkeiten entschloss er sich schliesslich, alles auf eine Karte zu setzen, das grosse Glück herauszufordern und das mächtige Hindernis auf dem einfachsten Weg, mit dem Zug zu bezwingen.

Er teilte vorsichtig das dichte Gebüsch, in das er sich zu kurzer Rast verkrochen hatte, und lugte in die Gegend. Nichts Verdächtiges wahrnehmend verliess er entschlossen sein Versteck und setzte seinen Marsch auf der staubigen Landstrasse fort: Nach Norden, immer nur nach Norden war sein Streben, irgendwo musste er auf den Po stossen! Während er so dahinschlurfte, fielen ihm plötzlich die hochgestellten Balken eines Bahnüberganges und das danebenstehende Bahnwärterhäuschen auf. Er verlangsamte instinktiv seinen Gang, und sein Auge wurde wachsamer. Er beobachtete das Häuschen und hoffte, dass es unbewohnt sei. Aber da ging schon die Tür auf, und eine Frau trat heraus. Eiligen Schrittes verschwand sie hinter der Ecke des Häuschens, und bald darauf begannen sich mit leisem Glockenschlag die Schranken zu senken. Dann erschien sie wieder und stellte sich, mit einem Fähnchen in der Hand, neben den Schranken auf und wartete auf den Zug.

Um keinen Argwohn zu erwecken, behielt er den schlurfenden, müden Schritt bei, aber um so wachsamer waren seine Augen. Als er den Bahnübergang erreichte und gelangweilt stehenblieb, zerriss der Pfiff einer Lokomotive die Stille. Gleich darauf dampfte auch schon ein Zug daher. Die Bahnwärtersfrau hob grüssend das Fähnchen, während der Zug schnaufend und pustend vorbeifuhr. Ein kurzes Winken hin-

terher, dann kurbelte sie die Schranken hoch und gab die Strasse wieder frei. Dabei begegnete sie dem müden Blick des Flüchtlings.

«Genova – Milano diretto», sagte sie lächelnd und voller Stolz, als wäre es ihr eigener Zug. Der Luis tippte mit einem Finger an die Hutkrempe, schritt über die Geleise und entfernte sich rasch, um nicht von der guten Frau in ein Gespräch verwickelt zu werden. Was er wissen wollte, hatte er erfahren: «Genova – Milano», das wäre ein Zug, den er brauchen könnte!

Ausser Sichtweite verliess er die Strasse, um dem Bahndamm zuzustreben. Er folgte ihm, bis er in der Ferne die Häuser eines Dorfes – oder war es eine Stadt? – erblickte. Vielleicht hielt dort ein Zug «Genua – Mailand» und es ergab sich eine Gelegenheit, ihn unauffällig besteigen zu können, um so den Po zu überqueren.

Er war zu müde, um noch klar denken zu können. Er konnte nicht mehr weiter. Er musste sich irgendwo hinlegen und schlafen, nur schlafen. Er stolperte mehr, als er ging, zu einem baufälligen Schuppen, der vielleicht einmal ein Stadel gewesen war, und zwängte sich durch eine schief in den Angeln hängende Tür ins Innere. Mit letzter Kraft zog er sich noch die Schuhe aus, warf sich auf einen Stapel Bretter und schlief schon, kaum hatte er den Kopf auf den Rucksack gelegt.

Nach bleiernem Schlaf erwachte er erst, als die Sonne durch die Lücken im Dach und zwischen den Brettern in der Wand in die enge Klause schien. Er reckte und streckte sich, rieb sich den Schlaf aus den Augen und war plötzlich hellwach, als er den auf dem neben dem Bahndamm verlaufenden Feldweg herrschenden Lärm wahrnahm.

Er lugte durch die Lücken in der Bretterwand und sah die Ursachen des ungewöhnlichen Lärms. Es waren Bauern, die schreiend ihre mit allerlei Gemüse und Gerümpel vollgeladenen Karren zogen. Wahrscheinlich waren sie auf dem Weg zu irgendeinem Wochenmarkt.

In aller Eile zog er seine derben Schuhe an, nahm den Rucksack auf und verliess die Hütte. Unter die Bauern gemischt, kam er ungehindert in die Stadt. An einer Hausmauer erkannte er zwar noch einige aufgemalte Lettern, die aber schon so verblasst und durch abgebröckelten

Mörtel nur noch teilweise leserlich waren, so dass er den Namen der Stadt, in der er sich befand, nicht mehr lesen konnte.

Einen Buben fragte er nach der «stazione», wagte es aber nicht, nach dem Namen der Stadt zu fragen. Am Bahnhof war viel lärmendes Volk. In der Nähe des Fahrkartenschalters standen zwei Carabinieri mit Zweispitz und quer über die Brust hängender Patronentasche. Sie schauten gelangweilt umher. Entschlossenen Schrittes ging der Luis zum Schalter und hoffte, den beiden Hütern des Gesetzes nicht aufzufallen.

Mit fester Stimme verlangte er «una terza per Milano». Er bekam die Fahrkarte, bezahlte und ging entschlossen durch die Sperre. Ein letzter verstohlener Blick auf die Carabinieri, und schon stand er auf dem Bahnsteig. Auch hier viele Menschen, die auf den Zug warteten; «je mehr Leute, desto besser», dachte der Luis.

Als der Zug langsam einfuhr und schliesslich mit quietschenden Bremsen zum Stehen kam, begann ein aufgeregtes Gedränge und Gerangel. Jeder wollte als erster den schon vollen Zug besteigen, um vielleicht doch noch einen Sitzplatz zu ergattern. Der Luis wurde von der drängenden Menge förmlich in den Waggon gehoben. Ein paar Männer hinter ihm stiessen nach, und schon wurde er in ein Abteil gedrängt, wo er zwischen Bauern und Gepäck zu sitzen kam. Die Tür wurde vehement geschlossen. Endlich fuhr der nun überfüllte Zug ab.

Um nicht in eine Unterhaltung gezogen zu werden, schloss der Luis die Augen, stellte sich schlafend und lauschte dem rhythmischen Rattern der Räder. Schon bald donnerte der Zug über die Po-Brücke. Nicht enden wollend erschien dem Luis das Getöse. Endlich endete es abrupt, und das Rattern der Räder war wieder normal. Der Po, ein grosses Hindernis auf dem Weg nach Hause, war überwunden.

Nun liess auch die Nervenanspannung nach. Die stickige Luft im Abteil, das fortwährende Gemurmel der Leute schläfernte ihn ein. Erst in Mailand wurde er unsanft geweckt und mitsamt der aufgebrachten Menge ins Freie befördert. Erst jetzt nahm er wahr, dass er in Mailand war. Er stand in der Eingangshalle und überlegte, wie es nun weiter-

gehen sollte. Mit dem Zug über Verona nach Bozen zu fahren, hätte geheißen, das Glück zu sehr herauszufordern. Er war schon so weit gekommen, hatte bereits so viel erreicht, dass er nicht alles auf eine Karte setzen wollte. Wenn mit dem Zug nur eine Kleinigkeit schiefging, war alles verloren. Er würde sich im Handumdrehen wieder im Lager befinden.

Er entschloss sich, zu Fuss zu gehen. Aber dazu brauchte er zunächst einmal eine Landkarte, die weiter reichte als die, die er besass und die er sich in mühevoller Gedächtnisarbeit von einer zerrissenen Landkarte, die im Gang der Lagerkommandantur an der Wand gegangen hatte, auf ein Stück Papier übertragen hatte. Doch sie reichte nur bis Mailand.

Er ging, in Gedanken versunken, die Halle auf und ab, bis ihm neben den Fahrplänen eine mit Reissnägeln an die Wand geheftete Landkarte von der Lombardei auffiel. Das war gerade das, was er suchte! Die konnte ihm weiterhelfen. Hatte er erst einmal die Poebene durchquert und die Alpen erreicht, dann war das Ärgste geschafft. In den Bergen, da kannte er sich aus, da brauchte er keine Karte mehr, da würde man ihn nicht mehr einfangen. Er schaute sich verstohlen um, und als er sich unbeobachtet fühlte, riss er sich die Landkarte von der Wand, steckte sie in die Tasche und verschwand.

Der weitere Fluchtweg führte ihn über Gorgonzola, Ghisalba zum Lago dTseo. Zuerst marschierte er den See entlang und dann die ganze Val Canonica hinauf bis nach Edolo und über den Tonalepass nach Malè und Cles. Und da fühlte er sich schon daheim, da war er schon auf österreichischem Boden. Und am «Hochunserfrauentag», am 15. August 1919, stand er am Gampenpass und schaute hinunter ins Etschtal, in seine Heimat.

Lange stand er, angelehnt an einen Zirbbaum, und schaute ins Tal. Eine immense Freude liess sein Herz heftig schlagen, und seine Knie zitterten. Er setzte sich auf einen bemoosten Stein und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, während ein Schluchzen seinen ausgemergelten Körper schüttelte.

Es begann schon zu dämmern, als er sich von seinem Sitz erhob, mit beiden Handrücken die Tränen aus den Augen wischte, sich heftig

räusperte und ausspuckte. Dann schulterte er wieder seinen Schnerfer und lief auf dem steilen, steinigen Weg bergab. Er wollte noch bis nach Plätzers kommen, dort kannte er den Wirt, der würde ihm Unterkunft geben.

Es war bereits finster geworden, als der Heimkehrer aus dem dunklen Wald trat und sich dem erleuchteten Fenster des Wirtshauses in Plätzers näherte.

Durch die lange Flucht vorsichtig und misstrauisch geworden, spähte er erst einmal durch das Fenster. Er sah den Wirt, die Wirtin und zwei Mädchen am Stubentisch sitzen; die Frau strickte, der Mann rauchte seine Pfeife und las im «Reimmichl»-Kalender, während die zwei Kinder «Mensch ärgere dich nicht» spielten. Da trat er entschlossen durch das Haustor, klopfte kurz an die Stubentür und öffnete sie.

«Grüss Gott miteinander!», sagte er und blieb im Türrahmen stehen. Die Wirtin hörte mit dem Stricken auf, der Wirt nahm seine Brille von der Nase, und die Kinder vergassen das Würfeln. Alle Vier starrten den Neuankömmling sprachlos an.

«Jo, kennst's ös mi nimmer?», sagte der Fremde. «I bin der Almberger Luis von Dorf Tirol.»

«Jetzt glab' is, Luis, jo bist du es wirklich?» sagte nach einiger Zeit der Wirt und klappte den «Reimmichl»-Kalender zu.

«Jo nit zum Kennen bist du», rief die Wirtin und schlug die Hände zusammen. «Ich hab im ersten Moment gedacht, was kommt denn da für ein Haderlump daher.»

«Geah einer, Luis», sagte der Wirt, dem Besucher entgegengehend.

«Derzähl - wo kimmst denn her, wir haben uns ja seit vor dem Krieg nicht mehr gesehen. Setz dich nieder, die Mutter bringt dir gleich etwas zum Essen, schaust ja ganz verhungert aus.»

«Aus der Kriegsgefangenschaft komme ich», erklärte der Luis; «i bin abg'haut, da unten im Walschen. Ich habe es nicht mehr ausgehalten, das Eingesperrtsein.»

«Na sowas, der Luis von Dorf Tirol!» jammerte die Wirtin, «schaugst schlecht aus, mager bist du geworden, und müde musst du sein.» Sie eilte in die Küche: «Ich werd' dir gleich was zum Essen richten.»

Der Luis nahm den Schnerfer von der Schulter, warf ihn in die Ecke und setzte sich an den Tisch.

«Na, ist das guat, wieder unter die eigenen Leut' zu sein und wieder deutsch reden zu hören, sell sag' i euch.»

«Jetzt raste dich nur einmal aus», sagte der Wirt, «Madln, bringt's an Wein für den Luis!»

Die beiden Mädchen, die noch immer mit offenem Mund den fremden Mann anstarrten, sprangen auf und liefen davon, das Verlangte zu holen.

Sie sassen noch zwei Stunden beisammen und erzählten. Die Wirtin hatte noch schnell einen Schmarren gekocht, den der Luis gierig verschlang.

Die Uhr schlug Mitternacht, als sie zu Bett gingen. Der Luis schlief, nach Jahren, wieder einmal in einem Bett, weich, warm und ohne Angst.

Die Sonne schien schon in seine Kammer, als er durch das Geschirrgelapper in der Küche unten geweckt wurde. Wenig später sassen sie alle am grossen Tisch in der Küche und frühstückten. Es gab eine rahmige Milchsuppe mit Polenta, die vom Vortage übriggeblieben war. Während der Luis mächtige Brocken Polenta in sich hineinstopfte und mit der Milchsuppe nachspülte, fragte er mit vollem Mund den Gastgeber:

«Sag amol, Wirt, wie ist es denn jetzt da bei uns daheim, sind die Walschen alleweil noch da?»

«Ja freilich sind sie noch da», erwiderte der Wirt, legte den Löffel zur Seite und ergriff seine Pfeife, die hinter ihm auf dem Fensterbrett lag. «Und wie es ausschaut, wird es wohl noch a Zeit dauern, bis sie wieder abfahren.»

«Ja, aber der Krieg ist ja schon lange aus, warum brauchen sie denn so lange, um Frieden zu machen?» Er schluckte die Polenta hinunter, dann fuhr er fort: «Und was i nit versteh', wieso haben die Walschen überhaupt unser Land besetzt?»

«Sell weiss ich auch nicht, auf einmal sind sie halt dagewesen. Nit gerade heroben bei uns, da haben wir noch keinen gesehen, aber unten in der Stadt, dort wohl, dort ist eine regelrechte Besatzungstruppe.» Er stopfte sich die Pfeife und zündete sie umständlich an.

«Aber lang kann es jetzt nicht mehr dauern, dann werden sie wohl wieder gehen, hoffe ich, obwohl ich mir gar nicht so sicher bin.»

Er paffte dicke Wolken in die Luft. «Wie es aussieht, richten sie sich für längere Zeit ein. Sie haben ja sogar Innsbruck und Laibach besetzt ... Vielleicht wollen sie sich ganz Tirol untern Nagel reißen, wie es aussieht...»

«Und was tun sie in der Stadt unten?» fragte der Luis.

«Ja halt umeinanderkommandieren, wie man das halt tut, im Feindland, als Besatzungsmacht. Es kommen ja schon langsam Zivilkommissare nach Südtirol.»

(Niemand wusste damals, dass bereits im Frühjahr die Würfel über die Brennergrenze gefallen waren.)

«Aber sie haben das Land ja nicht erobert, die Walschen», sagte der Luis, «da können sie es doch nicht einfach besetzen.»

«In Paris wird alleweil noch verhandelt und gehandelt und gepackelt und gestritten, und niemand weiss, wie der Friedensvertrag ausschauen wird. Und was man so hört, soll Tirol zerrissen werden und wir zu Italien kommen.»

«Aber geh, Wirt, hör auf zu phantasieren», sagte der Luis. «Das ist ja gar nicht möglich, das kann ja gar nicht sein! Die Italiener können sich doch nicht einfach ein Stück Tirol nehmen! Wenn sie es erobert hätten, würde ich noch nichts sagen, aber a so, einfach nur nehmen und besetzen, das geht ja auch nicht. Na, na, Wirt, du wirst schon sehen, sobald der Friedensvertrag da ist, werden die Italiener wieder gehen. Das wäre ja noch schöner; ein Stück Österreich einfach besetzen und es nimmer zurückgeben. Ohne uns zu fragen, ob wir einverstanden sind. Na, na, so geht das auch nicht.»

«Aber ich habe doch meine Zweifel, Luis», sagte der Wirt und stopfte mit dem Zeigefinger die Tabakglut in seiner Pfeife fest, «so schnell werden die nicht gehen, glaub' ich.»

Der Luis schleckte den Löffel mit breiter Zunge ab und legte ihn neben die leere Schüssel.

«Verteifelt gut gewesen», sagte er dann, «das tut hoamatlen, nach so viele Jahr wieder einmal eine Milchsuppen.»

«Da, stopf dir die Pfeif'«, sagte der Wirt und schob dem Luis den Tabaksbeutel hin.

«An guat'n Tabak hast du da, so einen habe ich schon lange nicht mehr geraucht.»

Sie pafften schweigend ihre Pfeifen.

«Dass ihnen unser Land gefallen täte, sell kann ich verstehen», sagte der Luis, «weil schön ist es schon ganz narrisch, aber deswegen es einfach nehmen und besetzen und nicht mehr fortgehen? Na, sell geht halt auch nicht gut. Und wir sind halt einmal da in Österreich und nicht in Italien.»

«Abwarten, mein lieber Luis, abwarten», erwiderte der Wirt. «Wir können sowieso nichts anderes tun, wir werden ja sowieso nicht gefragt. Entscheiden tun die Herren in Paris, was mit uns zu geschehen hat.»

«Hast recht, Wirt», antwortete der Luis, «wir können jetzt nichts mehr tun. Wir haben getan, was wir konnten, um unsere Heimat zu verteidigen. Das werden sie in Paris auch einsehen und uns beinander lassen.»

Er stand auf, hängte seinen Schnerfer über die linke Schulter, nahm seinen Stock und sagte:

«Jetzt muss ich gehen, sonst komme ich heute nicht mehr heim. Vergelt's Gott für alles. Pfiat di, Wirt»; und zur Wirtin gewandt: «Vergelt's Gott tausendmal für Speis und Trank, und das Bett werde ich mein Leben lang nicht vergessen.» Sie standen auf und begleiteten ihn zur Tür. Der Luis setzte seinen Hut auf und sagte noch zum Wirt: «Abwarten, Wirt, abwarten, du wirst sehen, dass ich recht hab'.»

«Gott geb's, Luis, und pfiat di.»

Sie schauten ihm nach, bis er im Wald verschwand.

Italien annektiert Südtirol

Während der harten Jahre der Kriegsgefangenschaft war der Gedanke an die Heimat die stärkste Kraft, die die gedemütigten Soldaten aufrechterhielt. Sie wiederzusehen, war der einzige Wunsch, den sie hatten, es war die einzige Hoffnung, die sie beseelte. In den langen schlaflosen Nächten, in denen sie mit den Sternen sprachen, wurde die Sehnsucht nach der Heimat schier unerträglich. Der Begriff «Heimat» wurde der stärkste Felsen, an den sie sich klammerten, um das Schicksal, das sie hinter Stacheldraht zwang, ertragen zu können. «Heimat» war der Inbegriff des Heiligsten und Edelsten, das ein Mann besitzen kann. Das Bewusstsein, mit allen Kräften für sie gekämpft und geblutet zu haben, sie frei und unangetastet von feindlichen Stiefeln gehalten zu haben, gab ihnen die Kraft zu überleben. Die Hoffnung, einst in ihre freie Heimat zurückkehren zu können, liess sie alle Fährnisse überdauern.

Und sie hatten gekämpft – und wie sie gekämpft hatten!
Als am Abend des 23. Mai 1915 die Kriegserklärung Italiens bekannt wurde, war die 450 km lange Tiroler Front praktisch unbesetzt. Nur wenige Tage vorher waren die Tiroler Standschützen, in Ermangelung von einsatzbereiten Felddivisionen, alarmiert und unverzüglich in Marsch gesetzt worden. In aller Eile setzte auf der ganzen Front ein fieberhaftes Treiben ein, um eine notdürftige Gefechtsbereitschaft zu erzielen. Zu den Standschützen-Bataillons kamen wenige Landsturmbildungen hinzu, so dass im Ganzen 35.000 vorwiegend alte Männer und Jugendliche zur Verfügung standen, um die ganze Front zu besetzen und zu halten. An Artillerie waren nicht mehr als 22 Batterien mit insgesamt 75 Geschützen einsatzbereit. Und diese kümmerliche Streitmacht stand zwei Armeen von 200.000 italienischen Soldaten und einer Artillerie von 170 Batterien gegenüber. Durch die sofort eingeleitete Frontbegradigung, die in der freiwilligen Aufgabe von unhaltbaren Geländevorsprüngen bestand, wurde die lange Grenze Südtirols um 100 km verkürzt.

Die kampfgeprobten k. u. k. Divisionen standen noch an der Russlandfront im Einsatz.



Sterzing um die Jahrhundertwende; die Stadt trug rein deutschen Charakter, war niemals Garnison gewesen, sollte aber nach Mussolinis Willen ein Vorposten der «Italienità» werden.

Als einziger kampfbereiter Heereskörper stand nur das divisionsstarke Deutsche Alpenkorps zur Verfügung.

Es war dies eine in aller Eile, hauptsächlich aus bayerischen gebirgsgewohnten Männern bestehende, für den Gebirgskrieg besonders ausgerüstete Truppe. Sie wurde gleich bei Kriegsbeginn nach Südtirol verlegt und zunächst bei Cavalese und Bruneck als Reserve eingesetzt.

Die Italiener nutzten die grosse Chance, die sich ihnen bot, durch die nur dürftig besetzte Front einen Grosseinbruch in das Pustertal zu erzwingen, nicht aus. Sie liessen die ersten Kriegstage fast tatenlos verstreichen. An der Front herrschte noch Ruhe, der Feind wagte es nicht, in einem kühnen Ansturm die schwachen österreichischen Linien anzugreifen. Er tastete sich nur äusserst behutsam voran.

So konnte die Zeit genützt werden, wenigstens notdürftig die vielen Frontlücken zu schliessen, strategisch wichtige Punkte zu errichten und die wenigen bestehenden zu verstärken. Fieberhaft wurde an der Aushebung von Schützengräben gearbeitet. Tretminen wurden verlegt, Stacheldrahthindernisse errichtet und Verpflegungs- und Munitionsvorräte aufgestapelt.

Erst am 19. Juli abends traf der erste Transport des 1. Tiroler Kaiserjäger-Regiments in Innsbruck ein. Es waren die kärglichen Reste eines stolzen Regiments, das im Osten des Reiches während der ersten elf Kriegsmonate unsägliche, unersetzliche Verluste erlitten hatte.

Nach kurzem Aufenthalt rollten die Transporte weiter über den Brenner nach Bozen, wo sie im Morgengrauen des 20. Juli eintrafen und in die in Gries bereitgestellten Quartiere einzogen. Nur kurz war die Ruhe. Schon am 26. Juli wurde das Regiment alarmiert, noch am selben Tage einwaggoniert und an die Isonzo-Front verlegt. Das 2. und 3. Regiment der Tiroler Kaiserjäger rollte, von Galizien kommend, in langen Transportzügen über Wien und den Semmering direkt an den Isonzo, wo die Italiener wiederholt Durchbruchversuche unternahmen.

So begann ein erbarmungsloser Abwehrkampf um jeden Meter Heimaterde. Nirgends erzielte der Feind entscheidende Einbrüche.

Die Front hielt der grossen Übermacht stand. Kein feindlicher Soldat hat Tiroler Boden betreten.

Nach fast viereinhalbjährigem Kriege entsanken in den letzten Oktobertagen des Jahres 1918 dem sterbenden k. u. k. österreichisch-ungarischen Heere die Fahnen für immer.

Nach den Kataklysmen des Krieges kam noch eine weitere Tragödie hinzu: das Friedensdiktat der Sieger von Saint Germain. Die besiegte europäische Grossmacht Österreich wurde an allen Grenzen amputiert. Was übrigblieb, war ein bis zur Unkenntlichkeit geschrumpftes, lebensuntaugliches Relikt geworden. Am meisten aber schmerzte an der erlittenen Niederlage die Erkenntnis, dass all die schweren Opfer, die man gebracht hatte, nutzlos gewesen waren.

Für Tirol war das Friedensdiktat von Saint Germain ganz besonders schmerzhaft. Das Land wurde zerrissen; der Süden mit einem Federstrich abgetrennt und dem Feind, gegen den man jahrelang gekämpft hatte und dem man den Zugriff auf die Heimat mit Blut und Tod verwehrt hatte, zugeschlagen. Die siegreichen Alliierten hatten nicht gezögert, dem alten österreichischen Kronland Tirol den Süden abzutrennen und Italien als den ausgehandelten Preis für seinen Kriegseintritt gegen Österreich-Ungarn zu überlassen. Südtirol, ein Stück urdeutsches Land, das Land Andreas Hofers, war über Nacht ein Stück Italien geworden. Die viereinhalb Jahre Krieg hatten der alten Donaumonarchie das Rückgrat gebrochen und, was ärger war, dem Volke die seelische Widerstandskraft genommen. Man war kriegsmüde, hungrig und verzweifelt. Man ergab sich in das Schicksal, man wollte nur noch überleben.

Über vier Jahre hindurch hatten die Tiroler Regimente des k. u. k. Heeres nicht nur in den Brennpunkten der Front mit übermenschlichen Anstrengungen und den furchtbarsten Opfern standgehalten, sie hatten auch immer dort ausgeholfen, hatten sich dort mit ihren Leibern in die Bresche geworfen, wo ein zusammenbrechender Widerstandswille dem Feinde den Weg freizugeben drohte. Nach diesen schwersten Blutopfern und bittersten seelischen und körperlichen Entsagungen wollte man nur noch Ruhe und Frieden: Resignation war die Folge.

Bereits im Frühjahr 1919 waren die Würfel über die Brennergrenze gefallen. Die militärische Besatzungszeit dauerte bis zum 31. Juli 1919, und schon im August kamen die ersten italienischen Zivilkommissare nach Südtirol. Damit war klar, dass Südtirol endgültig italienisch geworden war.

Niemand hatte das Volk gefragt, ob es italienisch werden wollte. Man sprach nicht mehr vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Dieses Schlagwort, mit dem man während des ganzen Krieges getrommelt hatte, brauchte man jetzt, da der Krieg vorbei war, nicht mehr, es wurde vergessen. Die Macht der Sieger bestimmte, was Recht ist und was zu geschehen habe. Überall, wo Altösterreicher die Selbstbestimmung forderten, wurde sie verweigert, manchmal unter Einsatz militärischer Macht. Die in der «Atlantik-Charta» feierlich proklamierten Grundsätze, von denen das Selbstbestimmungsrecht der Völker einer der zentralen Punkte war, wurden einfach ignoriert. Willkürlich wurden Grenzen gezogen. Die politische Willkür erzeugte gefahrenträchtige Blüten. Man verdrängte einen der Grundsätze der Demokratie, nämlich dass die Staaten für die Völker zu bestehen haben und dass man Grundrechte der Völker nicht einfach willkürlich umgehen könne.

Im abgetrennten Süden Tirols wollte, ja konnte niemand die grausame Wahrheit glauben. Man hielt es einfach nicht für möglich, dass solch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit geschehen könne. Aber die folgenden Monate sollten bald die Bevölkerung Südtirols mit der harten Wirklichkeit konfrontieren: Südtirol war plötzlich und endgültig ein Stück Italien geworden. Was das bedeutete, wurde so richtig nach der Machtergreifung der Faschisten, nach der «Marcia su Roma», in all seiner Tragik deutlich. Alles Deutsche wurde verboten und die Nichtbefolgung dieser Gesetze streng, ja oft brutal geahndet. Die politische Konstellation in Mitteleuropa liess keine Hoffnung aufkommen, dass sich dieser Zustand jemals ändern könne. Von nirgendwoher war Hilfe zu erwarten. Das traurige Los der Südtiroler wurde von der Welt ignoriert, der Verlauf der unglückseligen Brennergrenze wurde als «von Gott gewollt» akzeptiert.



Bei Sport und Freizeit war die deutsche Bevölkerung noch ganz unter sich; noch vor dem allgemeinen Vereinsverbot stellte Josef de Giampietro eine Riege der Turnerinnen auf (1920).

1922 – Heiliger Abend in Sterzing

Der kalte Brennerwind blies durch das Turmtor und wehte kleine Schneewolken gegen die Hausmauern, wo sie sich langsam anhäuften. Der leichte Schneefall wirbelte glitzernde Flocken um die grossen Bogenlampen, die auf rostigem Draht, quer über die Strasse gespannt, ein unruhiges, blasses Licht auf den Boden warfen.

Aus den Schaufenstern der wenigen noch offenen Geschäfte fiel mattes Licht auf die Strasse, wo es sich mit dem der Lampen vermengte im Bestreben, die kalte Winternacht zu erhellen. Die kunstvoll geschmiedeten Wirtshausschilder baumelten in verrosteten Scharnieren, und ihr klagendes Ächzen durchdrang qualvoll die Nacht.

Am Zwölferturm schlugen die Glocken die Zeit. Auf die vier Schläge der kleinen folgten in gemessener Ruhe, so als wären sie sich ihrer Wichtigkeit bewusst, acht Hammerschläge mit der grossen Glocke. Unverkennbar ist ihr Klang. Wer ihn in seiner Jugend gehört hat, wird ihn auch im Alter nicht vergessen.

Die Strasse war jetzt fast menschenleer. Nur da und dort löschte noch ein Kaufmann das Licht im Schaufenster seines Ladens und schloss die Rollos. Der Weihnachtseinkauf war vorbei, das Geschäft schlecht und recht gelaufen. Eingehüllt in warme Mäntel, den Kragen hochgestellt, eilten die verspäteten Kaufleute nach Hause, wo man schon sehnsüchtig auf sie wartete.

Vor zwei Stunden sah die Hauptstrasse noch ganz anders aus. Dichtgedrängt standen die Menschen und schauten hinauf auf den Zwölferturm, von wo aus die Männer des Gesangvereins und die Bläser der Stadtmusik das Weihnachtslied singen und blasen würden.

Das Fortschreiten ihres Aufstieges über die steilen Steinstufen im Inneren des Turmes konnte man von der Strasse aus genau verfolgen. Nach und nach erhellten sich die Scharten ähnlichen Öffnungen in der Mitte des Turmes, und das zitternde Licht der Laternen, die die Männer trugen, zeigte an, wie sie sich hinaufmühten.

Endlich waren die Sänger oben, und der Glockenraum erhellte sich im flackernden Licht der Laternen. Die Menschen auf der Strasse verstummten, alle lauschten voll Erwartung nach oben, bis endlich Trompetenstösse die Stille der Nacht durchdrangen und schliesslich, wie vom Himmel kommend, die zarte Melodie «Stille Nacht, heilige Nacht» erklang und in den Herzen der Menschen in der Stadt friedliche, weihnachtliche Stimmung erzeugte.

Langsam stiegen die Männer des Musikvereins wieder zur Erde nieder, und nach und nach verloschen die Lichter in den Scharten des Turmes.

Nur das letzte, das oberste Fenster knapp unterhalb des Glockenraumes blieb hell erleuchtet. Dort residierte der Turmwächter Steiner, der Nacht für Nacht sein wachsames Auge über die schlafende Stadt schweifen liess, um im Falle eines Brandes sofort die Zwölferglocke zu läuten. Ganz besonders wachsam musste er gerade in der Heiligen Nacht sein, wenn in allen Wohnungen der Christbaum brannte und daher die Gefahr eines Zimmerbrandes gross war.

Nach dem klangvollen Auftakt des Heiligen Abends hatte sich die Strasse schnell geleert. Alle waren nach Hause geeilt, um im Kreise der Familie das Fest des Friedens und der Besinnung zu feiern. Und immer brannte in allen Häusern hinter verschlossenen Fensterläden und zugezogenen Vorhängen der Tannenbaum, denn auch dieser war, wie alles deutsche Kulturgut, von den Faschisten verboten worden.

Voll Ungeduld wetzten die Kinder von der Küche in den Korridor, rannten die Stiege hinunter und spähten durch das Haustor auf die Strasse: Wo bleibt nur der Vater? Dann rannten sie wieder voll Ungeduld die Stiege hinauf, setzten sich auf die Stufen und warteten. Nach Sekunden sprangen sie wieder auf, rannten zum Erker im elterlichen Schlafzimmer und schauten durch die vereisten Fensterscheiben auf die Strasse hinunter. Da und dort entdeckten sie ein flackerndes Licht hinter zugezogenen Vorhängen. Dort brannte bereits der Christbaum, das Christkind war schon dort, bald musste es auch herauf zu ihnen kommen. Wo bleibt nur der Vater? Solange die Familie nicht vollzählig war, kam das Christkind nicht. Vielleicht flog es dann sogar vorbei.

Aber plötzlich hörte man ein leises, wie vom Himmel kommendes, silberhelles Glöckchen läuten. Die Kinder erstarrten zu Säulen. Ihre Herzen pochten hörbar in der Brust. Mit fragenden Augen schauten sie sich an und lauschten. Die Mutter in der Küche deckte die eben panierten Schnitzel mit einem Tuch zu, legte das Messer, mit dem sie gerade die Zwiebeln für den Kartoffelsalat geschnitten hatte, beiseite, band die Schürze ab und ging zu den Kindern auf den Gang hinaus.

«Mama, das Christkind ist gekommen», flüsterte das Mädchen mit zitternder Stimme.

«Hast du das Läuten gehört, Mama?» fragte der Bub nicht minder aufgeregt als seine Schwester.

«Ja freilich», antwortete die Mutter, «gehen wir schauen, ob es was gebracht hat.»

Die Kinder nahmen sich bei der Hand, und feierlich stiegen sie die Treppe hinunter, wo das seit Tagen von den Engeln verschlossene Speisezimmer war. Jetzt war die Tür weit offen, und in der hinteren Ecke stand ein grosser Christbaum. Die Kerzen flackerten, und in ihrem Schein leuchteten zahlreiche bunte Kugeln und Sterne und allerlei Zeugs, das man im Moment gar nicht alles erkennen konnte. Die Wunderkerzen sprühten glitzernde Sterne in den Raum, und die zarten Glaskugeln glänzten im Licht der weissen Kerzen. Die Kinder standen mit offenem Munde staunend vor der Pracht des Baumes. Erst allmählich nahmen sie auch die Umgebung wahr, und die Blicke schweiften umher. Und da entdeckten sie die Geschenke unter dem Baum und auf der Kredenz. Aber noch war es nicht Zeit, sich darauf zu stürzen. Erst musste noch der offizielle, der langweilige Teil absolviert werden. Und auch der Vater, auf den man so lange gewartet hatte, stand plötzlich da; man bemerkte ihn erst jetzt. So, nun war endlich die ganze Familie versammelt. Man stand feierlich da, und der Vater stimmte das Lied «Stille Nacht, heilige Nacht» an und alle sangen mit, alle drei Strophen.

Danach wünschte der Vater allen ein gesegnetes und frohes Weihnachten, die Kinder umarmten und küssten Vater und Mutter, und endlich war es dann soweit, dass sie sich auf die Geschenke stürzen

konnten. Die Mutter verschwand wieder in der Küche, und der Vater begrüßte die zwei Gäste, die jedes Jahr am Heiligen Abend kamen.

Baumeister Wittich war als erster erschienen. Er war so etwas wie ein Freund des Hauses. Ein eingefleischter Junggeselle und als solcher launenhaft, grantig und oft beleidigt. Niemand wusste genau, warum er als Sudetendeutscher von Troppau gerade nach Sterzing verschlagen worden war. Immerhin, er verstand seinen Beruf, und obwohl er ständig mit allen stritt, wurde er von der Bevölkerung akzeptiert, und alle grüßten den Herrn Baumeister, wenn er mit seinem scheusslichen, stinkenden und ständig trenzenden Mops Tommy an der Leine die Hauptstrasse entlangstolztierte.

Mit Kindern konnte er besonders gut umgehen, und auch sie hatten den Herrn Baumeister gern. Er war der erste, der in Sterzing ein Radio hatte. In einem grossen Karton hatte er eine enorme Anzahl von Taschenlampenbatterien zusammen- und hintereinandergeschnitten, die so den nötigen Strom lieferten, um das eigentliche Radiogerät zu speisen. Lautsprecher gab es noch nicht, man musste Kopfhörer aufsetzen. Tief über den Apparat gebeugt, drehte er dann langsam daran herum, bis er zwischen Pfeifen und Summen endlich einen Sender eingefangen hatte. Es war egal, was gesendet wurde. Man war damals noch nicht sehr wählerisch, wenn man nur etwas hörte. Als dann später ein Lautsprecher dazukam, konnten mehr Personen die Sendung hören. Und das war schon wirklich eine enorme Errungenschaft, ein Luxus ohne gleichen, der von allen bestaunt wurde. Manchmal gelang es dem Baumeister Wittich auch, einen österreichischen Sender einzufangen, und die Kinder freuten sich immer auf die Märchentante, die so schön Märchen erzählen konnte. Wenn die Sendung auch immer wieder durch Pfeifen und Krachen gestört war und manchmal die Stimme der Tante auch ganz verschwand, lauschten doch alle der Erzählung, die von so weit herkam.

Pünktlich um 8 Uhr kam dann Pater Prokulus. Es war so Sitte, dass die wenigen Kapuzinerpatres des ehrwürdigen Klosters von Sterzing zu Weihnachten von Bürgerfamilien der Stadt zum Abendessen einge-

laden wurden. Die Patres akzeptierten die Einladung sehr gerne, denn neben einem guten Festessen gab es auch immer reichlich zu trinken, und man konnte, aus Höflichkeit, nicht das übliche Zuprosten ablehnen; man war gezwungen – Gott möge ein Auge zudrücken –, oft mehr zu trinken, als die asketische Seele vertragen konnte; aber schliesslich feierte man ja auch die Geburt des Herrn.

Es wurde das Festessen aufgetragen, und die Kinder unterbrachen für kurze Zeit, nur gerade um wenige Bissen hinunterzuschlingen, das Spielen mit den herrlichen Dingen, die das Christkind gebracht hatte, während die Alten nach dem Festmahl gemütlich rauchten, plauderten und ein Gläschen nach dem anderen leerten.

Im Wirtshaus gegenüber sass die alte runzelige Kellnerin Anna hinter der Theke und strickte ihre Einsamkeit in einen Pullover hinein. Mit jeder Masche, die ihre emsigen Finger knüpften, webten sie einen Tropfen Schwermut mit. Sie war allein auf der Welt, hatte nie die Wärme einer Familie gekannt; auch die Leidenschaft einer wahren Liebe hatte sie nie erfahren, ausser gelegentlicher Hingabe an unternehmungslustige, meist betrunkene Gesellen. So wartete sie, dass dieser einsame Abend vergehe und das Denken an verpasste Gelegenheiten, die ihr Herz erschwerten, aufhören möge und sie wieder vom vollen Gastlokal beansprucht werden würde.

Die meisten Wirtshäuser waren am Heiligen Abend geschlossen, die Stuben der wenigen offenen Gasthöfe waren leer. Der Geruch von abgestandenem Bier, verschüttetem Wein und kaltem Rauch, gemischt mit den Gerüchen der nahen Küche, lag schwer auf den alten braunen Tüfelungen aus Zirbenholz.

In einer Ecke sass ein betrunkenener Gast über sein Glas gebeugt, murmelte seine ganze Traurigkeit des Augenblicks vor sich hin und ertränkte im Rotwein seine Verlassenheit.

Während die Zeit hier in eintöniger Langeweile nicht vergehen wollte, verrann sie im Bürgerhaus in Windeseile. Ehe man sich's versah, musste man sich schon für den Besuch der Mitternachtsmette bereitmachen.

Gott sei Dank war es nur ein kurzer Weg bis zur Kapuzinerkirche, gerade ums Hauseck herum, durch das enge Kapuzinergässchen hindurch, und schon war man da.

Von überall her eilten die frommen Leute zum Gotteshaus, und bald war dieses vollgepfropft mit dampfenden Körpern.

Es galt als Privileg, auf den Chor hinaufgehen zu dürfen, wo die Orgel stand. Einige Patres, meist die, die den Heiligen Abend bei Familien in der Stadt verbracht hatten und meist mehr oder weniger angeheitert, mit schwankenden Schritten, sich mit beiden Händen am Geländer die schmale Stiege zum Chor hinaufgezogen hatten, sangen mit rauher, sich manchmal überschlagender, manchmal völlig ausbleibender Stimme fromme Weihnachtslieder, begleitet von den himmlischen Klängen der Orgel.

Der Organist, der Pater Cölestin, sass mit gespreizten Beinen auf dem schmalen Sessel, und seine Hände lagen schwer auf den Tasten der Orgel. Mit verschleiertem Blick lugte er über seine kleine stahlumrandete Brille, die gerade noch von der äussersten Spitze seiner roten Nase gehalten wurde, hinweg auf das Notenblatt, das vor ihm lag und von einem Buben nach dessen eigenem Ermessen fleissig umgeblättert wurde. Der rötlich-blonde Vollbart des frommen Mannes lag zerzaust auf seiner Brust, während sich die Haare des dünnen Schnurrbartes, die über den offenen Mund hingen, in asthmatischen Atemstössen hoben und senkten. Hätte man eine brennende Kerze vor seinen Mund gehalten, sein Alkoholatem hätte eine Stichflamme wie bei einem orientalischen Feuerfresser erzeugt. Hinter der Orgel stritten sich die Buben, wer die Pedale des Blasbalges treten durfte, der dem Instrument die nötige Luft für seine Pfeifen lieferte. Alle wollten einmal drankommen, und so standen sie, sich stossend und neckend, in fein säuberlicher Reihe hintereinander, bis es den jeweils Glücklichen traf. Dieser rempelte den gerade noch tretenden Buben beiseite, um dann mit siegreichem Lächeln das Pedal zu stampfen, bis er seinerseits zur Seite flog.

So war die weihnachtliche Mitternachtsmesse immer und für alle ein gesellschaftliches Ereignis: für die Frauen, um ihre neuen Mäntel und Jacken und Schals und Handschuhe und Mützen und Taschen und

Täschchen vorzuführen in der Hoffnung, bei den Freundinnen Neid zu erregen; für die privilegierten Bürger, um von der hohen Chorbrüstung aus selbstbewusste und abschätzende Blicke über das Volk schweifen zu lassen; für die Buben, sich hinter der Orgel eine Hetz zu machen, und für die Patres war es eine willkommene Gelegenheit, bei frommen Gesängen etwas von dem sündigen Alkohol ausatmen zu können, ehe man wieder in die einsame Klausur zurückkehrte, bereitwillig Busse zu tun für die teuflischen lukullischen und bacchantischen Versuchungen, denen man bei dem sündigen Ausflug in das laizistische Leben der Stadt ausgesetzt worden war, dem man aber mit Gottvertrauen standhaft die Stirn geboten hatte. Nicht selten kam es vor, dass ein frommer Beter im Stuhl sitzend einschlief und am Ende der Funktion durch einen kräftigen Stoss in die Rippen aufgeweckt werden musste.

So verlief die Mitternachtsmesse harmonisch und – gottlob – auch rasch. Man eilte nach getaner Christenpflicht schleunigst nach Hause zurück, denn inzwischen hatte man wieder Hunger und Durst bekommen. Dem wurde auch – vorausahnend – Rechnung getragen, und so gab es noch, zum Abschluss der Völlerei, herrlich knusprige, knackende, in einer grossen Pfanne brutzelnde Bratwürstchen. Die heisse braune Butter wurde mit Brotstückchen ausgetupft, und das Ganze mit kühlem Bier hinuntergespült. Endlich fiel man, müde und mit vollem Bauch ins Bett. So wurde traditionsgemäss das deutsche Weihnachtsfest in Sterzing gefeiert, das durch die italienische Präsenz noch nicht wesentlich gestört wurde. Das sollte sich aber rasch ändern, je mehr sich die faschistische Präpotenz bemerkbar machte. Der Christbaum wurde, weil Symbol germanischen Brauchtums, kurzerhand verboten.

Sobald der Faschismus seine Macht in Rom konsolidiert hatte, den ganzen Staatsapparat fest in Händen hielt und keine Opposition mehr fürchten musste, konnte er sich mit seiner ganzen Kraft der Italienisierung seiner neuen Kolonie «Alto Adige» zuwenden. Und er tat dies mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und sehr rasch, denn wie das nun einmal bei Diktaturen so üblich ist, es muss immer alles schnell gehen.

Wenn in irgendeiner politischen Frage das gesamte italienische Volk geschlossen und einstimmig hinter dem Duce und seinen Zenturionen stand, dann war es im Südtirolproblem. Hier konnte er mit absoluter Sicherheit mit dem vollen Konsens aller Italiener rechnen. Was immer er in Südtirol anordnete, es war für die Italiener gut und richtig.

Südtirol war für den Duce gar kein Problem. All seine Edikte, Gesetze und Verfügungen wurden von seinen Präfekten und Prätores pedantisch genau und rücksichtslos durchgeführt, vom deutschen Südtiroler Volk ohne Murren ertragen und vom Ausland nicht einmal zur Kenntnis genommen. Die meist aus dem tiefsten Süden des Stiefels nach Südtirol entsandten Funktionäre jeglicher staatlicher Institution wie Polizei, Steuerbeamte, Bahn- und Postangestellte, Carabinieri, Finanztruppe, Richter usw. gebärdeten sich, wie sich jede Konquistadoren-Macht immer der eingeborenen Bevölkerung der inkorporierten Kolonien gegenüber benommen hat: arrogant und präpotent. Sie konnten sich alles erlauben, sie hatten die Macht.

Weihnachtliche Meditationen

Während sich die satten Bürger und die frommen Patres zur nötigen Ruhe begaben, hatten sich im Gasthaus zum «Weissen Rössl» noch zwei Gäste eingefunden.

«Grüss dich, Nanni, wie geht's?» sagte einer der beiden und zog den Lodenmantel aus.

«Mir geht's gut, wie geht's dir, Joggl?» fragte die Kellnerin Anna und legte das Strickzeug weg. «I wünsch' dir frohe Weihnachten.»

«Jo, ich dir auch, Nanni, sollst g'sund bleiben.»

Inzwischen war auch der zweite Mann in die Gaststube getreten.

«Jo schau die Nanni an», sagte er lachend und hängte seinen Mantel an den Hakenständer neben der Tür, «die arbeitet ja am Heiligen Abend a noch. Für wen machst du denn den schönen Spenser, epper vielleicht gar für mi?»

«Na, amol für dich ganz gewiss nit», antwortete schnippisch die Nanni. «Was wollt's denn trinken?»

«Heut' können wir wohl ins Extrazimmer gehen», meinte der Joggl zu seinem Freund, dem Karl. «Heut' sind ja keine Hearischen da, und es werden wohl auch keine kommen. Die fressen und saufen heute daheim.»

«Sell hasch recht», pflichtete der Karl dem Joggl bei. «Und die Nanni wird uns da hinein auch etwas zum Trinken bringen.»

Der einsame Gast, der den ganzen Abend in der Ecke des grossen Gastzimmers vor sich hin gebrummt hatte, hatte seinen ganzen Kummer im Rotwein ertränkt und war eingnickt. Auch das Eintreten der neuen Gäste hatte ihn nicht aufgeschreckt.

Die beiden Männer betraten das Extrazimmer und setzten sich an den grossen Ecktisch, der normalerweise für die Stammgäste des täglichen Frühschoppens, um elf Uhr vormittag, reserviert war. Die Täfelung war im Laufe der Zeit beträchtlich gedunkelt, aber den zart würzigen Geruch des Zirmholzes spürte man, trotz der aufdringlichen Überlagerung durch den Tabakrauch, immer noch. An den Wänden hingen ringsum in einfachen Holzrahmen und hinter Glas Fotografien

mit Ansichten der Stadt im Sommer und im Winter. Daneben hingen Aufnahmen des Männergesangvereines. Die Sänger standen, malerisch gruppiert, um eine aus Tannenzweigen und Karton künstlerisch angefertigte Lyra, die in der Mitte eine grosse «25» trug, zum Gedenken an das silberne Bestehen des Vereins. Daneben waren Fotos der Turnerriege zu sehen, auf denen die Männer in ihren langen weissen Hosen und Leibchen, teils in akrobatischer, teils in martialischer, aber immer in «Brust heraus und Bauch hinein»-Pose, um und auf allerlei Turngeräten hängend oder als halsbrecherisch hohe Pyramide aufgestapelt, zu bewundern waren. Nirgends fehlte der Karton mit den auf gemalten vier «F».

Frisch, fromm, froh, frei war auch die abgebildete Damen-Turnerriege in schwarzem Faltenrock und weisser Bluse. Es fehlten auch nicht Fotos von Eisstock schiessenden Bürgern und von rodelnden Frauen mit der stolz zur Schau gestellten grossen Startnummer auf der Brust.

Oberhalb der Wandtäfelung, die bis zu zwei Dritteln der Zimmerhöhe reichte, hing an der weissen Mauer ein Bild des Königs von Italien, Viktor Emanuels III. von Savoyen. Der in Galauniform – auch den Griff des Säbels sah man noch auf dem Brustbild – mit unzähligen Medaillen, Sternen und Ketten behängte Monarch schaute mit strengem Blick auf seine neuen Untertanen herab. Neben dem Bild des Königs hing noch eines: gleich gerahmt und in gleicher Grösse – das des wahren Herrschers Italiens, des Duce. Sein Blick war nicht weniger streng als der des Königs, sein energisches, eckiges Kinn nicht weniger autoritär als der buschige Schnurrbart des kleinen Königs.

Die Nanni brachte den Wein und schenkte zwei Gläser ein. Dann sagte sie: «Prost, die Herren», und verliess das Zimmer.

«Prost, Joggl.»

«Prost, Karl.»

Als der Joggl den Kopf nach rückwärts beugte, um den kühlen Rotwein genüsslich durch die durstige Kehle rinnen zu lassen, da fiel sein Blick auf die beiden Bilder an der Wand oben und er verschluckte sich.

Ein Hustenanfall schüttelte den ganzen Körper, sein Gesicht wurde blau, und Tränen traten ihm in die Augen.

«Jo, was hast denn, Joggl? – Verträgst du koan Wein mehr?» lachte der Karl und klopfte Joggl mit breiter Hand auf den Rücken.

«Na, na, das ist es nit», sagte der Joggl zwischen dem einen Huster und dem anderen. «I hab' die zwei Heiligen da oben gesehen, und da hab' ich mich verschluckt. Geh, ich muss Platz wechseln, sonst rinnt mir heut' der ganze Wein ins falsche Loch», sagte der Joggl und erhob sich von seinem Sitz, um zur Längsseite des Tisches zu wechseln.

«Jo, sell hast du recht», pflichtete Karl bei. «Schau einmal, Joggl, man sieht an der Wand zwischen den beiden walschen Helden noch die Umrisse des Bildes von unserem alten Kaiser, das alleweil da oben gehangen hat. Nur noch ein schwacher Schatten an der Wand ist von ihm übriggeblieben.»

«Jo, jo», sagte der Joggl nachdenklich.

«Sell woll, sell», antwortete der Karl, dann verfiel auch er in langes tiefes Schweigen.

Nach geraumer Zeit brach Karl die bedrückende Stille.

«Joggl, erinnerst du dich an den Heiligen Abend im Sechzehner-Jahr?»

«Jo, sell woll, Karl, und zwar haargenau noch», antwortete er aufschreckend. «Auch wenn es schon so viele Jahre her ist.» Er nahm einen kräftigen Schluck Wein, dann fuhr er fort:

«Im Dezember 1916 sind wir am Pasubio eingeschneit gewesen, wie Maulwürfe haben wir im Schnee Tunnels gegraben. Die Menage ist ausgegangen, das ganze Holz und die Holzkohle hatten wir schon verbrannt. Es ist koan Nachschub mehr zu uns aufer kemmen. Im Bisortetal haben narrische Lawinen alles zerteufelt. I sag dir's, wenn man die Feldwache hätte ablösen sollen, sind wir kaum hingekommen. Fast bis zum Kragen sind wir im Neuschnee versunken. In der Früh haben wir uns immer wieder neu ausgraben müssen. I hab' no nie a so gehungert und gefroren als wie im Dezember 1916, und dabei Tag und Nacht gebuggelt, damit man nit im Schnee buchstäblich erstickt. Seit Anfang

Juli waren wir ununterbrochen an den am meisten umkämpften Abschnitten der Front im Einsatz. Endlich hätten wir abgelöst werden sollen. Aber wegen der fortwährenden Lawinenabgänge hat die Ablösung immer wieder verschoben werden müssen. Ein ärgeres Sauwetter kannst du dir gar nicht vorstellen. Die Stellungen waren unter meterhohem Schnee begraben. Wir sind wochenlang auf nassem Boden oder, wer Glück gehabt hat, auf faulem Stroh gelegen oder auf dem Rucksack gesessen. Aber den Italienern ist es auch nicht besser gegangen. Die hatten auch nichts zum Lachen. Auch sie hatten durch Lawinen arge Verluste. Endlich, wie das Wetter ein bisschen besser geworden ist, sind wir abgelöst worden. Aber Urlaub hab' ich keinen bekommen. Im Jänner sind wir in die Roitestellung eingerückt und haben die Jäger vom 1. Kaiserjäger-Regiment abgelöst, und der ganze Kampf ist wieder von vorn angegangen.»

Er starrte in sein leeres Glas, das er mit der ganzen Faust umklammert hielt.

«Geh, schenk mir noch einmal ein», sagte er dann zum Karl, der schweigend zugehört hatte und gerade die soeben gedrehte Zigarette mit raschem Zug über die herausgestreckte Zunge führte und verklebte.

«Jo, hast recht, trinken wir noch a Halbele. Heut' ist Weihnachten, und ich will nit denken, dass alles umsonst gewesen ist und wir den Krieg verloren haben... Mit die Walschen wären wir schon fertig geworden, leicht a noch, aber nit gegen die ganze Welt.»

Wieder versanken sie beide in tiefes, schweigsames Grübeln.

Nach geraumer Zeit drückte Karl die Zigarette aus, tat einen langen Schluck und begann zu erzählen:

«Ich erinnere mich noch ganz genau an die ersten Kriegsweihnachten in Galizien oben. Das werde ich auch nie vergessen.»

«Und ich die Karpaten – diese verfluchten Karpaten», unterbrach Joggel den Karl, der sich gerade eine Zigarette drehte.

«So viel Schnee und a so a Saukälten habe ich ja nicht einmal an der Dolomitenfront erlebt, – komm, erzähl jetzt weiter – von Weihnachten in Galizien!»

Der Karl zündete sich die Zigarette an, blies kunstgerecht einige Rauchringe gegen die Decke und fuhr fort:

«Wir lagen damals am Dujanec, ein grauslicher, schlammigbrauner Bach. Man hat uns zur Verteidigung einen für unsere schwachen Kräfte viel zu grossen Raum zugewiesen. Es war ein weites Talbecken bei Radlovice und Gdom. Ein saublöder Name für ein Dorf, meinst nicht auch? Aber ich werde ihn nie vergessen!»

Nach zwei weiteren Rauchringen fuhr er fort:

«Horch nur, wie es uns dort ergangen ist... Unser Regiment, die Einer-Kaiserjäger, war damals schon sehr dezimiert. Das ganze Regiment hat nur noch zwei Halb-Bataillone gehabt. Uns haben gerade die Feldjäger abgelöst, und wir haben gehofft, ein bisschen Ruhe zu kriegen und uns von den Läusen zu befreien, die eine narrische Plage waren, wie du weisst. Aber mit der Ruhe war nix. Wir haben schnellstens wieder in die alten Stellungen einrücken müssen. Und wieder sind wir in einer ganz dünnen Schwarmlinie, mitten im galizischen Dreck, gelegen. Die Russen haben versucht, durch die Linien der Feldjäger durchzubrechen. Da haben sie halt wieder uns, bis zum letzten Pfeifendeckel, in die Linie geschmissen. Um das Talbecken herum waren niedere bewaldete Hügel, die die Russkis besetzt hatten, und überall hatten sie Schützengräben aufgeworfen. Auf einem der Hügel stand noch die Ruine eines ausgebrannten Schlosses, und dort oben hockte bestimmt a russischer Artilleriebeobachter, der uns vollkommen eingesehen hat. Der Steppenwind pfiß uns eisig ins Gesicht, und ab und zu orgelte auch die russische Artillerie. Aber sonst war es eigentlich ganz ruhig ... In der Nacht sind sogar unsere Feldküchen mit der Menage bis in die Schwarmlinie vorgefahren. Und jetzt horch, was passiert ist.»

Er drückte seine Zigarette aus, nahm einen Schluck Wein zu sich und fuhr fort:

Es war drei Tage vor dem Heiligen Abend, um drei Uhr in der Früh, als wieder die Feldküchen mit dem Frühstück gekommen sind. Wir alle, durchfrozen und hungrig wie wir waren, sind aus unseren Gräben heraus und zu den Küchen gegangen, um uns einen warmen Kaffee zu holen ... Die Gewehre haben wir alle in der Stellung zurückgelassen, es

war ja sowieso nichts los. Wie wir da um die Küche herumstehen und uns mit dem Kaffee aufwärmen, stürmen auf einmal die Herren ‚Moskali‘ (Russen) mit ‚Urreh, Urreh!‘ daher und überrennen glatt unsere Stellung. Zuerst haben wir gemeint, sie wollen auch einen Kaffee, aber dann hat die russische Artillerie wie verrückt angefangen zu schießen. Die Feldküchen hauen schleunigst ab, und wir stehen da, das Menagegeschirr mit dem warmen Kaffee in der Hand und das Maul voll Brot. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Feldküchen nachzurrennen und im nächsten Wald Schutz zu suchen. Dabei mussten wir aber über freies Feld rennen, das unter Artillerie- und Maschinengewehrfeuer lag. Bis zu unserem Train zurück sind wir von den ‚Moskali‘ getrieben worden. Wer weiss, wie weit wir noch, waffenlos wie wir waren, gerannt wären, wenn nicht unsere Artillerie mit gutgezielten Kartätschen den Feind zum Stehen gebracht hätte ... An die 50 Tote und 100 Verletzte hat uns der warme Kaffee gekostet. Dazu kamen noch die Vermissten, die in Gefangenschaft geraten sind. Mit den Waffen der Trainmannschaft und der Leichtverwundeten haben wir gleich einen Gegenangriff gemacht und die Russen wieder zurückgeworfen. Am Nachmittag des gleichen Tages waren wir wieder in unseren alten Stellungen am Strassendamm bei Gdom und Radlovice. Diesem Überfall haben wir nachher den Namen ‚Kaffeesturm‘ gegeben.»

«Jo mei, Karl, das war wirklich ein stimmungsvoller und gemütlicher Adventstag!» sagte der Joggel und lachte.

«Dafür hat uns der ‚Moskali‘ am Heiligen Abend in Ruhe gelassen. Von uns sind nur Offizierpatrouillen vorgeschoben worden, damit wir nicht wieder überrascht werden. Die Kucheldragoner (Köche) haben die Fahrküche wie Christbäume geziert. Ausserdem haben wir Liebesgaben und die heissersehnte Post von daheim bekommen. So war’s zu Weihnachten 1915 in Galizien.»

Er zündete sich eine neue Zigarette an, nahm einen kräftigen Schluck Wein, wischte sich mit dem Handrücken Mund und Schnauzer ab, dann fuhr er fort:

«Ich bin auch alle anderen Kriegsweihnachten an der Front gewesen. Zuerst in Galizien oben und dann an der Ortlerfront. Aber das

grauslichste Weihnachten war das in der Kriegsgefangenschaft – 1918 – nach dem Zusammenbruch. Damals ist es uns am dreckigsten gegangen. Der Hunger, die Ruhr und die anderen Krankheiten wären noch zu ertragen gewesen, auch das Zusammengepferchtsein in jammervollen Baracken, das Gedemütigt- und Verspottetwerden auch noch, aber das Ärgste von allem war, dass unsere Moral vollkommen hin war ... Auf einmal, du weisst nicht wieso, bist du Gefangener und wirst von aufgeblasenen Siegern drangsaliert und ausgelacht.»

Der Karl lehnte sich zurück und schaute gedankenverloren dem Rauch seiner Zigarette nach.

«Du weisst ja», sagte da der Joggl, «Weihnachten, das ist für alle deutschen Soldaten eine ganz besondere Zeit. Da denkt jeder an seine Familie, an daheim, an sein Dorf und an einen Christbaum. Wenn dann alle, ‚Stille Nacht, Heilige Nacht‘ singen, bleibt kein Auge trocken.»

«Sell hast recht», liess sich nach langem Schweigen wieder der Karl hören. «Aber besonders traurig ist Weihnachten, wenn du als Gefangener hinter Stacheldraht hockst und weisst nicht, wann du heimkommst. Wir sind halt stumm und traurig in der Stube beisammengesessen, haben einen kraupeten Ast einer alten Fichte an die Wand genagelt und mit ein paar kümmerlichen Kerzenstümpfen geschmückt. Unsere Wächter wussten ja nicht, was Weihnachten wirklich ist und was es besonders für uns Tiroler bedeutet. Die haben ja auch nicht gewusst, was ein Christbaum ist. Sie haben uns gefragt, für was der gut sein soll. Es kam auch keine fröhliche Stimmung auf. Jeder war mit seinen Gedanken allein, und einer nach dem anderen verkroch sich in seinen Winkel und suchte Vergessen im Schlaf. Es waren die traurigsten Weihnachten, die ich erlebt habe.»

«Wünschen die Herrn noch was zum Trinken?» platzte die Nanni ins Extrazimmer. «Eure Gurgl muss ja austrocknen, wenn ihr so viel redet. Darf ich euch noch ein Halbele bringen?»

«Ja freilich, Nanni», sagte der Joggl, «ich brauche heute sowieso nicht mehr heimgehen, ich schlafe heute bei dir!»

«Nix ist es damit!» schnappte die Nanni zurück.

«I hab' halt gemeint, weil heut' Weihnachten ist, krieg' ich ein Geschenk», erwiderte lachend der Joggel und versuchte, die Nanni auf seinen Schoss zu ziehen.

«Geschenk, sagt er, und was schenkst du mir?» erwiderte die Nanni, befreite sich lachend von den vorwitzigen Händen und ging hinaus, den Wein holen. Die beiden Männer leerten lachend die Gläser.

Der Joggel war rot im Gesicht, der Wein hatte seinen Blutdruck in die Höhe getrieben, und Schweissperlen standen auf seiner Stirn. Er wischte sie mit dem Taschentuch fort, schneuzte sich laut und kräftig, dann steckte er das blaukarierte Tücherl in die Tasche und sagte:

«Aber ich muss schon lachen über die Nachkriegssieger. Die ganze Front ist ja von allein zerfallen, im November 1918. Ausgehöhlt und morsch wie sie war. Alle ungarischen und tschechischen Divisionen haben schon Anfang Oktober gemeutert und haben einfach ihre Stellungen verlassen, ohne überhaupt angegriffen worden zu sein. – Sie sind einfach gegangen und haben uns allein gelassen. Und während wir paar Mander vorn die Stellungen gehalten haben, haben hinten ganze Divisionen gemeutert und sich geweigert, uns zu Hilfe zu kommen. Ganze Regimenter sind einfach spurlos verschwunden. Tschechen, Kroaten, Ruthenen, Ungarn waren auf einmal weg. Auch die Hilfsabteilungen der russischen Gefangenen, die unsere Schwerverwundeten abzutransportieren hatten, waren auf einmal nicht mehr da. Tausende Verwundete sind deswegen noch jammervoll zugrunde gegangen.»

Wieder versanken die beiden alten Krieger in düsteres Grübeln.

«Die Walschen sollen sich nicht gar so viel auf ihren Sieg einbilden», brauste schliesslich der Joggel auf. «Die Monarchie ist nicht wegen der Italiener zerfallen, na, sell g'wiss nicht. Die haben den Untergang unseres Kaiserreiches nit herbeigeführt – vielleicht ein bisschen beschleunigt haben sie ihn. Aber jetzt tun sie, als ob sie ganz allein den Krieg gewonnen hätten. Der Krieg ist ja nicht an der Italienfront entschieden worden, sondern ganz woanders.»

«Jo, sell ist wahr», sagte der Karl, «der Zusammenbruch der österreichischen Monarchie war nicht, weil die Italiener da unten beim Piave irgendwo durchgebrochen sind, na, sondern sie sind durchbrochen,

weil die Front schon längst von allein zusammengebrochen und der Krieg schon fertig war.»

«Jo, mein Lieber», meinte der Joggl, «so ist es halt, im Krieg wie im Leben. Es zählt nur der Erfolg. Wie du den erreichst, ist ganz gleich. Und den Erfolg, den haben halt einmal die Italiener für sich, während wir die Verlierer sind.»

«Ich erinnere mich noch, wie wir gefangen worden sind», sagte der Karl, während er Wein einschenkte. «Wenn es nicht so traurig wäre, wäre es zum Lachen. Wir waren seelenruhig auf dem Rückmarsch nach Trient, froh, dass der ganze Zauber endlich vorbei ist und wir endlich hoam können, da werden wir plötzlich von einer ganzen Autokolonne voll schwerbewaffneter Italiener überholt, die uns so mir nichts, dir nichts zu ‚prigionieri di guerra‘ (Kriegsgefangene) erklärten. Ich sag’ dir, wir haben Augen gemacht! Aber so richtig gestaunt haben wir erst, wie die anfangen, uns zurückzutreiben und wir in der italienischen Etappe landen. Alles neue Alpini-Bataillone, in vollen Ständen und in neuen Monturen sind sie dahermarschiert, die Mulis vollgefressen. Bei den menagierenden Abteilungen, wo sie uns vorbeigetrieben haben, hat es Essen in Hülle und Fülle gegeben, dazu Unmengen Wein. Wir haben dagegen wie verhungerte Heuschrecken ausgeschaut und haben Stielaugen wie die Schnecken gekriegt.»

Der Joggl schenkte noch einmal die erneut leeren Gläser voll, dann sagte er: «Und dann die komischen Cowboys mit ihren Lastautos.» «Wer?» unterbrach ihn der Karl. «Jo, dei amerikanischen Kuhhirten halt», erklärte der Joggl, «und auf den Seitenwänden ihrer Autos war grossmächtig aufgepinselt: ‚esercito americano‘, damit ja jeder gleich sieht, dass sie auch da sind.»

Der Joggl stopfte seine Pfeife, zündete sie bedächtig an, saugte genüsslich daran, dann sagte er: «Das Ärgste, das Allerschrecklichste, das Unerträglichste vom ganzen Krieg war aber, als wir aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurden und heimgekommen sind. Unsere Heimat wiederzusehen, war keine Freud’ – na, das war es wirklich nicht – , im Gegenteil, es war der furchtbarste und bitterste Schmerz meines Lebens. Die Heimat, für die wir jahrelang gelitten und geblutet, für die

wir unsere sorglose fröhliche Jugendzeit, unsere Gesundheit, unser Familienglück und Tausende ihr Leben hingegeben haben, war auf einmal – so ganz plötzlich – walsch geworden. Alles war umsonst gewesen, umsonst die jahrelange Verteidigung. Im Krieg haben die Italiener nicht erreicht, was ihnen der Frieden beschert hat.»

«Ja, den Brenner haben sie haben wollen, und den Brenner haben sie gekriegt, wie, ist ja heute ganz gleich, nach dem fragt kein Mensch», fügte der Karl hinzu. «Das Wie zählt nicht. Und wie es so schön heisst: ‚Der Erfolg heiligt die Mittek»

«Aber schämen sollen sie sich wenigstens, die Walschen.»

«Und so ist auf einmal Tirol – unser schönes heiliges Land Tirol willkürlich in drei Stück zerrissen worden und aus dem südlichen Brocken ein Stück Italien geworden und aus dir, du Pfitscher Knieta, a Italiano.»

«Dir geht es auch nicht besser», erwiderte der Karl. «Wenn sie dich wieder einberufen, wirst du auch kein Käppi mit dem Edelweiss oder dem Spielhahnstoss mehr tragen, sondern einen Alpinhut mit der schwarzen geraden Feder.» Und beide hielten sich den Bauch vor Lachen.

Schliesslich fuhr der Karl fort: «Diese Welt steht nicht mehr lange, auf der so ein Affentheater möglich ist. Lass uns das Schicksal mit Würde tragen, Joggel, und nicht den Humor verlieren. Das Land haben sie nun einmal, in Gottes Namen sollen sie es halt derweil haben, aber uns Leut' kriegen sie doch nicht, nie und nimmer; deswegen werden wir noch lange keine Walschen.

Und Südtirol wird immer ein Teil Tirols bleiben und nit ‚Alto Adige' werden.»

«Recht hast du», erwiderte der Joggel, stand auf, nahm seinen Mantel vom Haken und zog ihn bedächtig langsam an. Dann wandte er sich Karl zu, der auch aufgestanden war und sich hinter dem Tisch hervorzwangte und sagte: «Servus camerata!» Der Karl hielt ruckartig inne, schnappte nach Luft, dann erwiderte er lachend: «Ciao, crucco.»

Sie verliessen das Nebenzimmer, kehrten in die Wirtsstube zurück und riefen gleichzeitig: «Nanni, zahlen!»

Im Hausgarten

In der Mitte der Neustadt, gegenüber dem Johannesbrunnen, steht das Girtler-Haus. Es ist ein altes dreistöckiges Fuggerhaus mit zinnenbewehrtem Dach und einem über zwei Stockwerke reichenden Erker, dessen untere Fenster mit starken, kunstvoll geschmiedeten Eisengittern geschützt sind. Zwei Stufen über dem Strassenniveau, begrenzt durch zwei abgerundete Hochwassersteine, befindet sich das schwere Holztor, das den schmalen Hauseingang verschliesst. Neben dem Hauseingang befand sich rechts das Schaufenster des Antiquitätengeschäftes der Frau Girtler, Toneles Mutter, und links das Herren- und Damenfriseurgeschäft des Meisters Eckel. Das ganze Haustor ist von einem marmornen Bogen umfasst, so dass es wie in einer seichten Nische zu liegen scheint, und rechts und links des Tores gerade noch so viel Platz hat, dass ein kleiner Bub stehen kann. Das waren die Standorte, die das Tonele und das Peppele einnahmen, wenn sie einmal zufällig nichts zu tun hatten. Von dieser Position aus beobachteten sie den Verkehr auf der Hauptstrasse und klügelten meist neue Lausbübereien aus. Lang hielten es die Buben aber nie auf ihren Posten aus, sie zogen sich immer sehr bald in ihre «Kaserne» zurück, die im Hinterhaus in einem grossen Obst- und Gemüsegarten lag.

Dieser Girtlerhaus-Garten war die ganze damalige Welt der zwei Buben und ihrer Freunde. Er hatte eine den Kindern riesengross erscheinende Wiese, in der einige Obstbäume standen, von denen ein alter Birnbaum von besonderem Interesse war. Er produzierte wunderbar süsse Zuckerbirnen, die zwar von fürchterlichem, unförmigem Aussehen waren, voll von schwarzen Flecken und Warzen, aber dafür von unendlicher Süsse.

An der hinteren Mauer, die den Garten gegen die Frundsbergstrasse und den Kapuzinergarten begrenzte, hatte der Steinmetz Larch vom Nebenhaus seine Marmorblöcke und Granitsteine gelagert, zwischen denen es sich wunderbar spielen liess.

Die wahllos und unordentlich hingelegten Steinblöcke waren wie geschaffen für einen fiktiven Stellungskrieg der Dolomitenfront, den

die Buben mit Holzschertern und Holzgewehren ausfochten. Ein Viertel des Gartens war als Gemüsegarten angelegt, der durch einen niederen Lattenzaun begrenzt und für die Kinder streng verboten war.

Selten wagten sie es ihn zu betreten, um, wenn möglich, hastig eine Karotte oder ein paar Erdbeeren zu stehlen.

Am Anfang des Gartens war eine langgezogene Baracke gelegen, die in verschiedene mehr oder weniger grosse Abteilungen unterteilt war und allgemein als Holzlege diente.

Ein Abteil dieses Schuppens hatten die Buben zu ihrer «Kaserne» gemacht. Die Dachpappe war an vielen Stellen schadhafte, so dass bei Regen an verschiedenen Punkten das Wasser hindurchrannte. Das störte die Buben aber keineswegs, im Gegenteil, sie hatten Spass daran, das Regenwasser auf der gestampften Erde des Schuppenbodens in Bächen abzulenken.

Und gerade das zu tun, war heute nachmittag die Hauptbeschäftigung der beiden Buben.

Über dem Rosskopf, dem geliebten Hausberg Sterzings, entlud sich nämlich eines jener Wärmegewitter, wie sie im Sommer urplötzlich und mit besonderer Gewalt auftreten. Blitze zuckten durch die schwarzen Wolken, ohrenbetäubendes Krachen und Dröhnen der Donner widerhallte im Talkessel, und schwerer Regen prasselte auf die Stadt.

Die beiden Buben sassen auf den selbstgebastelten Kistenstühlen in der finsternen Baracke und kehrten das durch das Dach herabrieselnde Regenwasser in Kanälen bis zu einem eigens ausgehobenen Loch, wo es dann im Boden langsam versickerte.

«Heint haben wir wieder a Mordsartilleriefeyer», sagte das Tonele, als die nächsten Donner krachten, ohne in seiner Beschäftigung des Bachele-Kehrens aufzuhören.

«A richtiges Trommelfeyer auf unsere Kaserne», antwortete das Peppele, «hoffentlich kriegen wir keinen Volltreffer aufs Dach, weil dann wären wir hin.»

«Ah na, die Walschen schiessen nicht so gut, die haben uns noch nie erwischt, auch wenn sie den ganzen Tag geschossen haben», meinte das Tonele.



Der Vater des Verfassers, Josef de Giampietro, als Rekrut beim Ersten Tiroler Kaiserjägerregiment in Innsbruck (vorne, zweiter von rechts; um 1900)



Die Söhne derer, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten und sich mit der Abtrennung Südtirols von Österreich nicht abfinden konnten – die spielten «Kaiserjäger»; links der Verfasser, neben ihm Walter Kaute; rechts Clemens Girtler (†), vorne links Roland Hibler, neben ihm Adolf Girtler.

«Und wenn sie dann angreifen, die Alpini, schmeissen wir sie wieder über die Felsen oi», stellte das Peppele fest.

Sie kratzten mit einem Stück Holz ein neues Bachbett in den Boden, um das viele Regenwasser, das durch das Dach rann, abzuleiten. «Mein Papa hat mir schon erzählt, wie das gewesen ist am Pasubio», sagte aufblickend das Peppele.

«Wo?» fragte das Tonele.

«Am Pasubio», antwortete das Peppele.

«Wo ist das?» fragte das Tonele weiter.

«Des woass i a nit, am Pasubio halt. Mein Papa erzählt alleweil, wie sie dort Krieg geführt haben gegen die Walschen.»

«Und wer hat denn gewonnen?» wollte das Tonele wissen.

«Ja, die Kaiserjäger halt, hat mein Papa gesagt», antwortete das Peppele und leerte die volle Konservenbüchse aus, mit der das Regenwasser an anderer Stelle eingefangen worden war. Er stellte die Büchse wieder an ihren Platz, und die Regentropfen prasselten erneut in die leere Blechbüchse.

«Jetzt schiessen die Walschen wieder mit dem Maschinengewehr», sagte das Tonele, als der Regen besonders heftig auf das lecke Dach trommelte. «Sie werden bald stürmen.»

«Lass sie lei kemmen, die Alpini, mit dei werden wir noch alleweil fertig», antwortete das Peppele, «wir sein ja die Kaiserjäger vom ersten Regiment – hat der Papa gesagt.»

Das Gewitter zog vorüber. Das Donnern der Artillerie verstummte, und das Maschinengewehr-Geprassel in die Blechbüchse und auf die schadhafte Dachpappe der Kaserne hörte auf.

«Jetzt müssen wir hinaus», befahl Hauptmann Tonele, schnallte seinen Holzsäbel um und setzte seinen Papierhelm auf.

«Zu Befehl, Herr Hauptmann», antwortete Leutnant Peppele und salutierte stramm.

Dann stürmten die zwei Krieger mit lautem «Hurra, Hurra!» aus der Baracke und fuchtelten wild mit den Holzschwertern in der Luft herum. Bald war der Feind besiegt, die Alpini den Berg hinuntergeworfen und die Situation bereinigt. Damit erlosch auch das Interesse am weiteren Stellungskrieg. Die beiden Helden musterten ab und bezogen wieder den Beobachtungsposten links und rechts des Hauses.

Der Duce kommt

Die Hauptstrasse von Sterzing war zu jener Zeit ein überaus interessantes Beobachtungsfeld für die gesamte Stadtbevölkerung. Man ging nämlich daran, die Strasse mit einem neuen staubfreien Strassenbelag zu versehen. Da wurde gehackt, gepflastert, geteert, gewalzt und gekehrt, dass es eine reine Freude war – zuzuschauen.

Schon früh am Morgen ging der Krach auf der Strasse los, riss die braven Bürger aus den Betten und dauerte dann ohne Unterlass den ganzen Tag an. Der Teerkessel kochte fortwährend und verbreitete einen eigenartigen, ganz neuen und ungewohnten Gestank. Schwitzende Arbeiter mit nacktem Oberkörper kauerten am Boden und klopften mit Hämmern die Pflastersteine in schwungvollen Bögen in den Sand, während andere mit schweren Holzklötzen, die sie mühsam an zwei Stangengriffen hochhoben, die viereckigen Porphyrklötzchen in den Boden stampften. Eine kleine Dampfwalze, die im Schneckentempo dampfend, schnaubend und stöhnend auf- und abfuhr, besorgte die restliche Nivellierung. So wurden schöne breite Gehsteige angelegt und die Mitte der Fahrbahn fein säuberlich geteert. Auch die Ritschen wurden modernisiert. Die Holzgitter wurden entfernt und mit schönen neuen gusseisernen Deckeln ersetzt.

Die Sterzinger Bürger beobachteten kritisch, aber auch lobend die Arbeit der italienischen Facharbeiter.

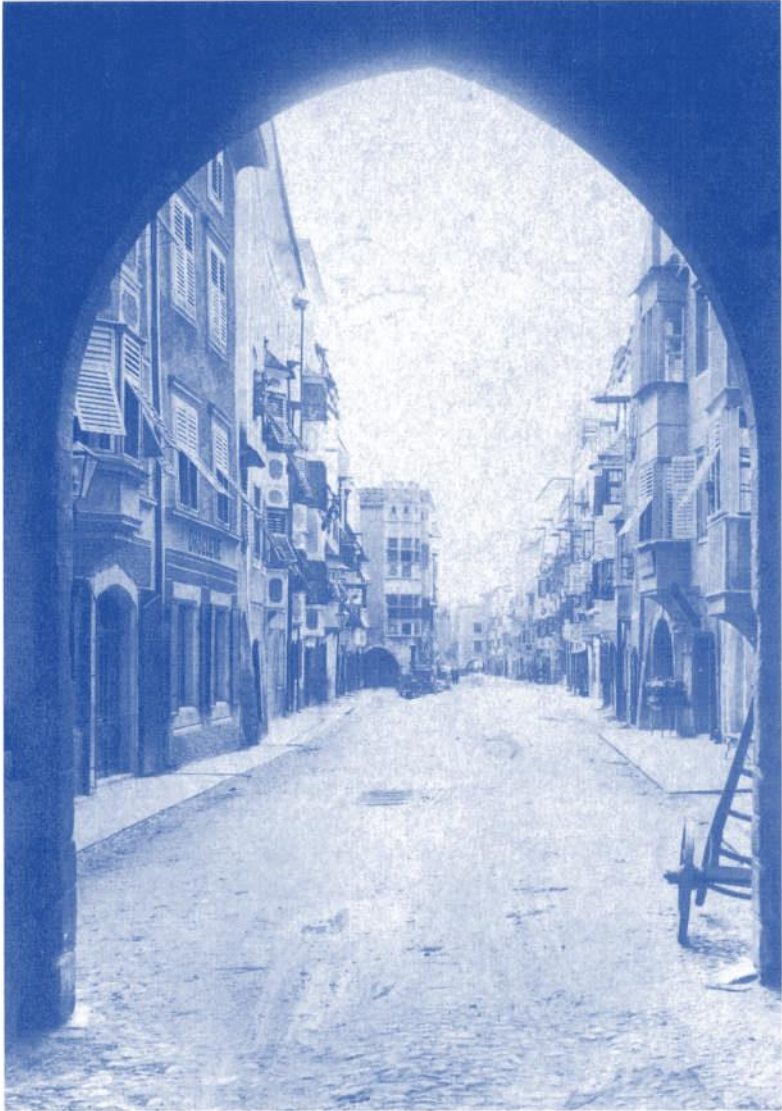
«Saubere Arbeit, sell muss man sagen», hörte man allseits reden.

«Jo, jo, sell woll, sell; Stross'n bauen haben die Walschen alleweil gekonnt, das muss man ihnen lassen.»

«Und schnell sind sie a noch; kaum Zeit zum Märenden nehmen sie sich.»

«Viel Zeit haben sie nit, bis ihr grosser Capo, der Duce kommt. Da muss alles, was er zu sehen bekommt, blitzblank sein, sonst geht's – zag zag – ab in die andere Kolonie, nach Afrika.» Das waren so die Kommentare und das Tagesgespräch überhaupt.

Für das Peppelle und das Tonele waren es jedenfalls äusserst interessante Tage, und sie vergassen, ob des Zuschauens, auf andere Tätigkeiten.



Sterzing hatte den Ersten Weltkrieg ohne grössere Schäden überstanden; im Blick vom Zwölferturm durch die Neustadt bis zum Rathaus zeigte sich eine einfach gepflasterte Strasse – sie wurde asphaltiert und auf Hochglanz gebracht, als der «Duce» mit seiner Autokolonne das Fuggerstädtchen besuchte.

(Aufnahme um 1920)

Der Regen war vorbei, und die Strassenarbeiter, die während des Wolkenbruchs unter den Lauben Schutz gesucht hatten, warfen die Kippe der stinkenden «popolare»-Zigarette fort und machten sich wieder an die Arbeit.

Der Friseurmeister Eckel stand im weissen Kittel vor seinem Geschäft und wartete auf einen Kunden. Neben ihm sein kleiner Sohn, der Schorschel, mit einem permanenten Rotzklachel unter der Nase.

Da kam gemächlichen Schrittes, das Fahrrad schiebend, der Herr Gogl daher und fragte mit lauter Stimme:

«Hast du Zeit, mir die Haare zu schneiden, Meister Eckel?» und lehnte sein Fahrrad an die Hausmauer neben dem Geschäft.

«Passt's mir eh a bisschen aufs Radl auf, Knappen», sagte er zu den Buben gewandt, «es dauert nit lang.»

«Servus Gogl!» Grüssend und mit zwei Fingern lässig an den Hut tippend kam noch ein Klient, der Keim Franz daher. «Lasst du dir auch für den Empfang des Duce die Haare schneiden und parfümieren?» fragte er.

«Das fahlet grad noch», antwortete Gogl. «Aber du musst dir wohl noch den Schnauzer stutzen lassen, damit du besser das Maul aufreissen kannst beim ‚Eia, eia, allalä‘-Rufen, wenn der grosse Held kommt.»

«Sell fahlet grad noch», antwortete Keim und sich argwöhnisch umschauend, ob nicht falsche Ohren zuhörten, sagte er hinter vorgehaltener Hand:

«Das wäre eine Gelegenheit, ihn umzulegen! Meinst du nicht auch?»

«Jo, sell hast du recht», meinte Gogl, «a so, wie der walsche Antichrist unsere Kaiserin Elisabeth in Genf derstochen hat.»

«Nit Antichrist», wies ihn Keim zurecht, «ein Anarchist ist es gewesen, a Walscher.»

«Genau a so, moanat i», sagte Gogl.

«Oder wie der Serb in Sarajevo unseren Thronfolger und seine Frau erschossen und den Weltkrieg ausgelöst hat. Genau a so müsste man es machen.»

«Geh, du phantasierst ja - Keim -, wer soll denn das schon tun?» fragte Gogl, «wir Südtiroler sind ja alle keine Meuchelmörder. Aber recht hast du

schon, die Gelegenheit wäre gut. Und – wer weiss, ob wir dann nicht doch zu Österreich kämen.» «Auf alle Fälle würde die Welt auf uns aufmerksam» – und nach einer kurzen Denkpause fuhr er fort:

«Einer müsste sich halt opfern, aber wer, wir haben ja niemand, meinst du nicht auch, Gogl?»

Eine Weile noch standen die Männer vor dem Friseurgeschäft und schauten den Strassenarbeitern zu.

«Hier vor dem Rathaus wäre der günstigste Platz», sagte nachdenklich der Keim. «Der geht bestimmt hinein, und wenn er grossmächtig ausserkommt, ... dann ... peng, peng, und weg wäre er.»

«Und dich täten sie in der Luft zerreißen», meinte Gogl.

«Wenn sie mich erwischen täten, gewiss, aber vielleicht würden sie mich gar nicht kriegen», antwortete Keim.

«Hört's auf mit dem dummen Gerede», mischte sich jetzt Friseurmeister Eckel ein, «komm herein, Gogl, und setz dich nieder, und du, Keim, gehst derweil zum ‚Mondschein‘ hinüber auf ein Glasl Wein, ich schicke dir dann den Schorschel, dich zu holen, sobald ich mit dem Gogl fertig bin.»

Dabei klopfte er seinem kleinen Sohn auf den Kopf, so dass der baumelnde Rotzklachel herunterfiel und der Platz für einen neuen frei wurde.

«Hast recht, Meister, pfiat dich derweil, Gogl.»

«Pfiat dich, Keim.»

Die Männer gingen auseinander.

Die beiden Buben, die den ganzen Dialog verfolgt hatten, schauten sich stillschweigend an. Sie kannten sich gegenseitig so gut, dass jeder wusste, was der andere dachte.

Und endlich war der mit Spannung erwartete Tag gekommen, an dem Mussolini auf seiner Fahrt zum Brenner, wo er die zu allem entschlossene italienische Präsenz vor aller Welt demonstrieren wollte, durch «Vipiteno» kommen würde.

Die Hauptstrasse, die durch die Schritte des grossen Duce geheiligt werden würde, erstrahlte in all ihrem Glanze. Die frisch geteerte Strasse war in Rekordtempo fertiggestellt worden, an jedem Erker wehte eine

grün-weiss-rote Fahne, und am Zwölferturm leuchtete, an der Stelle des österreichischen Doppeladlers, in frischen Farben das italienische Staatswappen, flankiert von zwei enormen Liktorenbündeln.

Es wimmelte förmlich von Militär und vor allem von Schwarzhemden. Die Sterzinger Bürger wunderten sich, von wo denn plötzlich so viele Faschisten herkamen. Nie hatte man sie in der Stadt gesehen, doch plötzlich waren sie da. Die einheimischen Faschisten kannte man ja alle, man konnte sie an den Händen abzählen, aber jetzt waren es plötzlich so viele, die die Strasse bevölkerten und aufgeregt schreiend und gestikulierend herumliefen, dass man sich nur wundern konnte.

Hinter den Blumen der Erker versteckt, lugten neugierig die Bürgersfrauen hervor, während deren Männer zum Empfang des Duce befohlen waren. Es waren nicht viele. Die meisten Bürger hatte man sicherheitshalber in Schutzhaft genommen. Die Schulkinder, als Balilla und Avantgardisten (Jungfaschisten) uniformiert, standen, grün-weiss-rote Fähnchen schwenkend, hinter ihren Lehrern und warteten auf das Erscheinen des allmächtigen Duce.

Den Ordnungsdienst hatten, mit betonter Selbstverständlichkeit, die Faschisten übernommen. Die wenigen in Sterzing stationierten Carabinieri waren nur als einfache Statisten vorhanden.

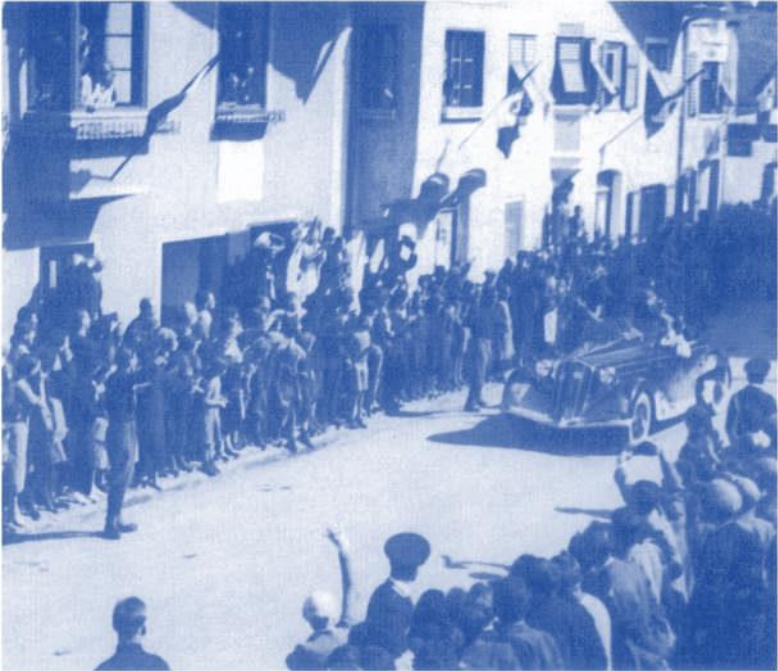
Je näher die schicksalsträchtige Stunde rückte, um so aufgeregter wurden die Schwarzhemden, immer hektischer und konfuser die einstudierte Zeremonie.

Endlich wurde das Nahen der Wagenkolonne gemeldet.

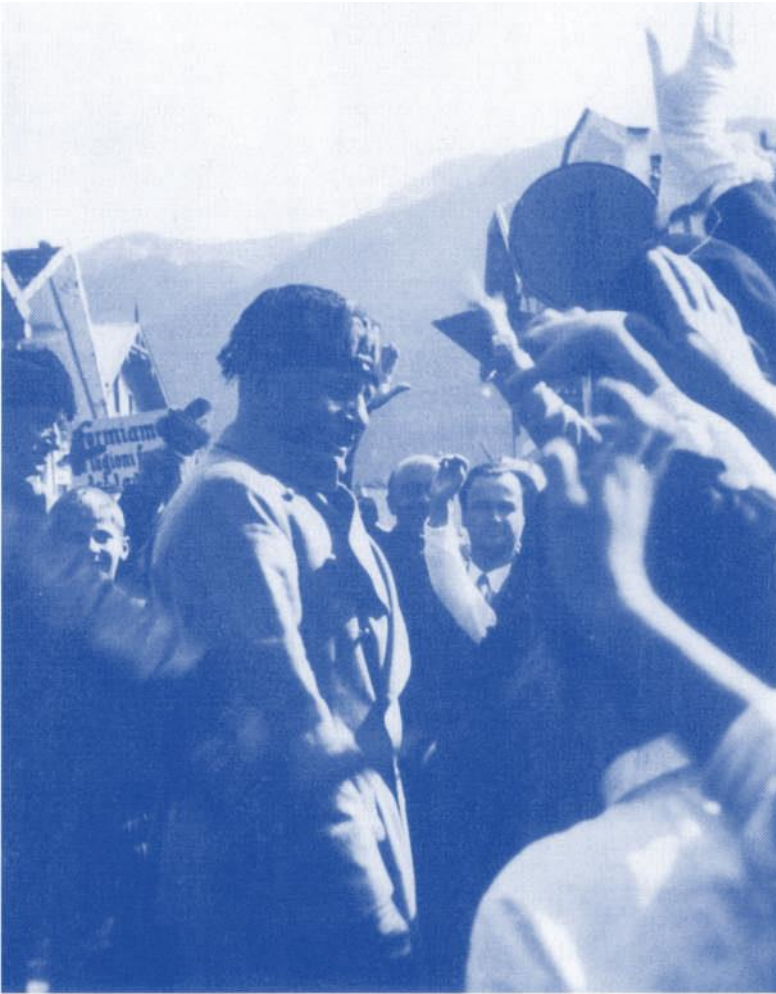
Sie hatte bereits Schloss Sprechenstein passiert und näherte sich der Stadt.

Der Podestä, der heute sein Mieder besonders eng gezurrt hatte, prüfte noch und noch, ob die grün-weiss-rote Schärpe um den Bauch, die seine Bürgermeisterwürde darstellte, richtig sass, während die kleinen schwarzen Würdenträger die Mütze mit der grossen Quaste zurechtrückten und den Sitz des Koppels mit dem Dolch überprüften.

Da kamen auch schon die ersten schwarzen Limousinen daher und hielten am Eingang zur Stadt beim Hotel «Rose» an.



Besuch Mussolinis in Sterzing – der Diktator wusste sich in Szene zu setzen: In einem feuerroten «Lancia» führte er die Autokolonne an, die am Untertorplatz kurz Halt machte.



In Siegerpose liess sich Mussolini huldigen, umringt von den Getreuen, die er selbst mitgebracht hatte; aber die Sterzinger Buben waren als Zaungäste dabei...

Ein gewaltiges «Eia, eia ... allalà!» begrüßte dann endlich das Erscheinen des Duce.

Gekonnt martialisch entstieg er seinem Wagen, stemmte seine beiden Fäuste in die Hüften, streckte das gewaltige Kinn vor und sah sich um. Von den lokalen Autoritäten kaum Notiz nehmend, schritt er, um sich von der langen Fahrt im Auto ein wenig die Füße zu vertreten, die Strasse hinauf, umschwirrt vom servilen Getue eifriger lokaler Faschisten. Als er das Rathaus erreicht hatte, verharrte er einen Moment, um gelangweilt die Meldung irgendeines unbedeutenden Federale entgegenzunehmen.

Hinter den Dachzinnen des hohen Girtler-Hauses – dem Rathaus genau gegenüber – kauerten das Tonele und das Peppelle und lugten auf die Strasse hinunter. Niemand konnte von der Strasse aus die beiden Kinderköpfe zwischen den Zinnen sehen. Alle Blicke waren nur auf den Duce gerichtet, niemand schaute so weit nach oben.

Unbemerkt beobachteten die beiden Buben das Geschehen auf der Strasse. Ihr Puls raste vor Aufregung. Mit zitternden Händen wischten sie sich die brennenden Schweissperlen aus den Augen, aber unverwandt starrten sie auf die imposante Figur des Mannes, der der unrechtmässige Herr ihrer Heimat war.

Und wie er dann so dastand und den Arm zum faschistischen Gruss erhoben hatte, da legten die beiden Buben ihre Holzgewehre auf ihn an, machten «Peng, ... peng!», sahen, wie der Duce sich an die Brust fasste, taumelte und zu Boden sank.

Das jedenfalls sahen sie mit ihrem geistigen Auge, während sie eiligst geduckt über das Dach rannten und in der Dachluke verschwanden. Sie rannten, von niemandem gesehen, die Stiege hinunter, während sie entsetzliches Schreien von der Strasse zu hören vermeinten. Atemringend erreichten sie endlich ihre «Kaserne» im Garten. Dort sassen sie nun, die beiden Attentäter, schweigend und keuchend. Sie wussten nicht, sollten sie jetzt stolz sein, weil sie das Land vom Tyrannen befreit hatten, oder sollten sie vor Angst zitternd auf das strafende Wort Gottes warten, das sie wegen der Freveltat für alle Ewigkeit in die Hölle verdammen würde?

Allmählich beruhigte sich ihr Kreislauf, der Puls schlug wieder normal; aber noch immer sassen sie wie versteinert da und lauschten, ob nicht doch noch das Getrampel schwerer Faschistenstiefel dröhnen würde, oder schreiende Carabinieri in ihre «Kaserne» stürmen und sie vielleicht sofort in Stücke reissen würden.

Oder sollten am Ende gar begeisterte Bürger Hüte schwenkend und «Hoch leben die Retter Südtirols!» rufend herbeieilen und sie beide auf die Schultern hissen und durch die Strassen tragen, während die Frauen mit Tränen in den Augen ihre kleinen Kinder hochheben, um jubelnd ihnen die beiden Helden zu zeigen?

Aber nichts von alledem geschah.

Weder wutentbrannte Faschisten noch dankbare Bürger erschienen. Die phantastischen Träume waren ausgeträumt, die Realität kehrte zurück. Die politische Lage hatte sich weder in Südtirol noch in Italien noch in der Welt verändert. Alles ist beim alten geblieben. Keine Revolution, kein Krieg ist ausgebrochen. Die Welt war noch nicht reif dazu.

«Das wär eigentlich nit a so schwer gewesen», meinte endlich das Tonele und brach das drückende Schweigen, das bisher in der «Kaserne» geherrscht hatte.

«Und derwischt hätten sie uns a nit», antwortete das Peppele.

«Gehen wir einmal aussì schauen, ob er noch lebt», sagte das Tonele nach einer Weile.

«Oder ob sie ihn schon begraben haben», antwortete da Peppele und stand auf.

Die beiden Buben verliessen ihre «Kaserne» und kehrten auf die Strasse zurück.

Der grosse Duce war bereits weitergereist, der ganze Trubel war zu Ende. Die Schwarzhemden waren verschwunden, die Carabinieri versahen wieder ihren Dienst, der Gelatimann Deppi hatte wieder seinen Standplatz neben dem Johannesbrunnen eingenommen, der Gemeindediener (als der «Steife Jüngling» stadtbekannt) stand wieder steif wie eh und je auf seinem Stammplatz vor dem Rathaus. Die Bürger hatten wieder ihre Ruhe. Die beiden Lausbuben bezogen erneut ihre Stellung rechts und links des Eingangstores.

Das Spiel war aus.

Am Jaufen

Es war noch sehr früh am Morgen, und der Mond, der noch in seiner vollen Grösse am Himmel stand und zusammen mit dem glitzernden Schnee die kalte Winternacht erhellte, brachte nur schwaches Licht in den engen Hohlweg, der durch tiefen Wald in die Höhe führte.

Zwei Buben, der eine 12, der andere zwei Jahre älter, stakten wortlos bergan. Sie trugen auf der linken Schulter lange, schwere Hickory-Skier, die mit einem Lederriemen zusammengebunden waren. Um die schmale Schulter etwas breiter zu machen und den Skiern eine bessere Auflage zu geben, stützten sie die linke Hand in die Hüfte, während sie mit der Rechten die beiden Bambusstöcke mit den grossen Schneetellern trugen. Sie benutzten die langen Stöcke als Gehhilfe. Und diese Stütze benötigten sie fürwahr. Mit den glatten Ledersohlen ihrer Skischuhe fanden sie auf dem steilen vereisten Weg, den sie heute gewählt hatten, kaum Halt. Immer wieder rutschten sie aus, und nur mit grösster Vorsicht und meist am Rande des Weges, im frischen Schnee stapfend, kamen sie voran.

Sie hatten den steinigen jahrhundertealten Jaufenweg gewählt, der von Gasteig aus durch den Wald hindurch über Kalch zum Jaufenhaus führte. Der traditionsreiche, von Pferden und Tragtieren ausgetretene Weg war jetzt, seit es die neue Strasse gab, nicht mehr viel begangen und war deshalb im Winter schlecht ausgetreten, stellenweise vereist und rutschig. Und doch zogen sie ihn der viel bequemeren, breiten, in sanften Kehren ansteigenden Strasse vor, denn der alte Weg kürzte den Aufstieg um vieles ab, zumal auf der neuen Strasse das Vorwärtskommen mit den glatten Sohlen auf der harten Schneedecke auch kein Vergnügen war. Und ausserdem war dort auch noch der Galle-Bichl zu bezwingen, den man wohl oder übel bewältigen musste, um die erste und zweite Kehre der bequemen Strasse abzuschneiden.

Da war der alte Jaufenweg schon allemal vorzuziehen, auch wenn er durch finsternen Wald und besonders an einem alten «Geisterhaus» vorbeiführte, von dem man sich die schauerlichsten Geschichten er-

zählte. Verdammte Seelen sollen dort ihr Unwesen treiben, als schreckliche Geister durch die leeren Räume sausen und einsamen Wanderern auflauern.

Angst erfüllte die beiden Buben, als sie daran vorbeigingen, obwohl sie sich einredeten, dass das ja alles nur Märchen seien, die vielleicht junge Mädchen erschrecken können, aber niemals zwei so starke, tapfere, furchtlose, harte Burschen, wie sie es waren. Sie beschleunigten dennoch, soweit der vereiste Weg es erlaubte, ihre Schritte und schielten fortwährend mit einem Auge zum Geisterhaus hinüber, das unheimlich im dunklen Schatten alter Kiefern und Lärchen stand und sie mit schwarzen Fensteröffnungen, leeren Augen eines Totenschädels gleich, anstarrte.

Sie sprachen kein Wort miteinander, nur das Knirschen des Schnees unter ihren Schuhen war zu hören.

Erst nachdem sie das grausige, furchterregende Haus schadlos passiert hatten, schwand der ängstliche Ausdruck ihres Gesichtes, und es kehrte die Unbekümmertheit ihrer Jugend zurück. Die Angst verschwand wie die Nacht, die allmählich einem herrlichen Tag wich. Die beiden Burschen stapften nun frohen Mutes weiter, der Sonne entgegen.

Der alte Jaufenweg, den deutsche Könige, Kaiser und Kaufherren Jahrhunderte hindurch auf ihrem Weg nach Rom benutzt hatten, um, vom Brenner kommend, über den Jaufenpass nach Meran und nach Schloss Tirol zu gelangen, um dem Herrn des Landes im Gebirge ihre Aufwartung zu machen, wird einige Male von der neuen, von österreichischen Pionieren erbauten Strasse überquert. Wo die alte und die neue Strasse sich treffen, wird der Aufstieg leichter.

Über zwei Stunden sind die zwei Buben nun schon unterwegs, seit sie nach der Frühmesse in der Kapuzinerkirche aufgebrochen waren, aber keine Müdigkeit bremste ihren Weg. Der Schweiss gefror in ihren Wollmützen und bildete einen Kranz glitzernder Kristalle um ihr Haupt.

Vor Kalch verliessen sie wieder die Strasse und nahmen erneut den beschwerlichen, aber viel kürzeren alten Jaufenweg. Je höher sie stiegen, desto tiefer wurde der Schnee, und der Weg schrumpfte zu einer einfachen Fussspur



Im Sport war die deutsche Bevölkerung wie eine grosse Familie; man entdeckte in den zwanziger Jahren die Jaufenstrasse als ideale Bob-Rennstrecke.



Die Eltern des Verfassers als Teilnehmer an einem Rodelrennen auf der Jaufenstrasse (1928)

zusammen. Die Skier auf der Schulter wurden immer schwerer, der Schweiss rann nun schon über ihre Gesichter, dicke Atemwolken kamen stossweise aus den Lungen, und die Zunge klebte am Gaumen.

Endlich erreichten sie, nach der sechsten Kehre, wieder die neue Strasse, und sie machten die erste und einzige Rast.

Zahlreiche gelbe, mehr oder weniger tiefe Löcher im Schnee kennzeichneten die obligate Raststätte der Wanderer. Auch die beiden stellten sich breitspurig hin, fingerten suchend im Hosenlatz herum und schrieben mit schwungvollen Ornamenten ihr ganz persönliches Kennzeichen in den Schnee.

Dann schnallten sie die Skier an, an denen sie schon daheim die Seehundfelle befestigt hatten, holten ein Stück Schokolade und eine Orange aus dem Rucksack, wischten sich die Eiskrusten aus den Haaren und setzten den Marsch fort.

Während sie nun leichten Fusses der Skispur folgen konnten, ohne bei jedem zweiten Schritt auszurutschen, hatten sie auch die Hände frei, um während des Gehens die Orange zu schälen und zu verzehren.

Bald hatten sie die Waldgrenze erreicht, und die ganze herrliche Bergwelt des Jaufenpasses breitete sich vor ihnen aus. Tief verschneite, makellose Hänge vom Pass bis hinunter zur Jaufenalm lagen vor ihnen. Nur wenige Skispuren durchschnitten da und dort den weissen Teppich; nur eine einzige Spur verlor sich beim jetzt völlig zugeschnittenen Münchhausen-Brünnl im Wald.

Das Jaufenhaus kam in ihr Gesichtsfeld, und der Anblick des nahen Zieles beflügelte ihre Schritte.

Bald hatten sie das Haus erreicht, schnallten sich die Skier ab und stellten sie an die Hauswand. Dann klopfen sie sich den Schnee von den Schuhen und polterten in die warme Stube.

«Grüss Gott», sagten die Buben.

Obwohl es schon fast Mittag war, sassen nur wenige Gäste an einem Tisch, die nur kurz die Augen von den Spielkarten hoben, um die neu Eintretenden zu mustern, kurz das «Grüss Gott» erwiderten, um sich erneut in die Karten zu vertiefen.

Die beiden Buben setzten sich auf die Ofenbank, streckten die müden Beine aus und drückten den Rücken an den warmen Ofen, um das verschwitzte Hemd am Leibe zu trocknen. Bei der Kellnerin bestellten sie eine heisse Milch mit Honig, und mit jedem Schluck, den sie dann genüsslich schlürften, verschwand die Müdigkeit.

Nach kurzer Rast gingen sie daran, die Skier zu präparieren. Sie holten sie in den Hausgang herein und trugen Wachs auf (heute schien ihnen der Schnee für Bilgeri-Mittel geeignet zu sein). Sie verrieben es gleichmässig mit einem Korken, dann, da sie kein Bügeleisen zur Verfügung hatten, mit den Handballen.

Allmählich trudelten auch andere Skifahrer ein, darunter auch einige Italiener.

Einer unter ihnen erregte das ganz besondere Augenmerk der Einheimischen. Alle kannten ihn natürlich, er war ja beim Bezirksgericht in Sterzing tätig. Aber nicht deshalb staunten ihn alle an, sondern weil er eine weisse Knickerbockerhose trug. Ein für die damalige Zeit unerhörter und ungewohnter Modegag. Dass diese Hose nicht nur Gegenstand versteckter und beissender Kommentare war, war ja selbstverständlich. Sie regte aber auch darüber hinaus zu allerlei böartigen Gedanken und Plänen an, wie man diese weisse Hose diskreditieren und, wenn möglich, den Träger derselben lächerlich machen konnte. Das Mittel dazu war naheliegend und der Plan schnell gefasst.

Es ist nie aufgekommen, wer das Skiwachs Bilgeri-Mittel unbemerkt auf seinen Stuhl geschmiert hatte. Auf alle Fälle erregte der braune Fleck auf der Sitzfläche der weissen Hose allgemeine Heiterkeit und böartige Kommentare. Die ganze Stadt lachte später über den gelungenen Streich, den man dem eingebildeten Walschen gespielt hatte.

Zum Mittagessen gab es Reis mit Sauce, ohne Fleisch, das wäre zu teuer gewesen. Sie durften nur fünf Lire verbrauchen, mehr hatten sie nicht in der Tasche. Dann gingen sie noch ein bisschen Ski fahren. Sie fuhren nicht weit ab, nur gerade über den ersten Hügel hinaus, zwei bis drei Stembögen oder Telemarschwünge zeichneten sie in den Schnee. Dann mussten sie wieder hinaufsteigen; keine leichte Sache mit

den schweren langen gewachsenen Brettern an den Füßen. Nach zwei Abfahrten hatten sie genug und sie kehrten müde, mit klammen Fingern und vor Kälte schlotternd in die warme Stube zurück.

Genauso wenig wie Fleisch zum Mittagessen konnten sich die zwei Buben ein Matratzenlager, geschweige denn ein Zimmer für die Nacht leisten. So kletterten sie, nachdem sie sich zum Abendessen einen Schmarren und ein Glas Milch geleistet hatten, auf die Ofenbank hinauf, wo die Kellnerin Polster und für jeden von ihnen eine Decke bereitgelegt hatte. Die schwache Lampe, die von der Decke hing, beleuchtete nur kümmerlich den Raum und hing ausserdem tiefer, als die Ofenbank hoch war, so dass die darauf Liegenden sich in angenehmem Schatten befanden. Ja, es war fast finster dort oben, knapp unter dem Plafond.

So lagen sie oben auf der Ofenbank und schauten über die flache Brüstung hinunter auf die vier Kartenspieler, die anscheinend einen Dauerrekord im Watten aufstellen wollten.

Aber nun war endlich das letzte Spiel gelaufen, sie legten die Karten beiseite und bestellten noch einen Liter Roten und eine grosse Portion Speck. Die Kellnerin brachte das Gewünschte zusammen mit gegammeltem Brot und setzte sich zu den Vieren auf die Ecke der Bank.

«Sind die Walschen schon schlafen gegangen?» fragte der Berger Hans.

«Na», sagte die Kellnerin, «sie sind noch im Extrazimmer. Ich meine, sie sind beleidigt, wegen dem Skiwachs auf der weissen Hose.»

«Recht ist ihm geschehen, dem eingebildeten Tropf», sagte der Untermayer Max und spülte den Speck, an dem er eifrig gekaut hatte, mit einem kräftigen Schluck Wein hinunter. Dann fuhr er fort: «Es ist schon allerhand, wie die sich jetzt bei uns aufspielen, das ist schon nimmer schön. Sie tun gerade so, als wären wir nur Halbwilde und Analphabeten, denen sie mit aller Gewalt ihre Kultur beibringen müssten.»

«Wie wir behandelt werden, ist schon wirklich nicht mehr feierlich», fiel der Aukenthaler Sepp ein und schob sich ein grosses Stück

Speck in den Mund. «Die machen mit uns, was sie wollen, und wir müssen den Mund halten, ... weil, wir haben den Krieg verloren.»

«Jo, das haben wir, aber nit den gegen die Walschen», meinte der Holzer Karl, «kein einziger ist hereingekommen in unser Land, solange wir einen Stutzen in der Hand gehabt haben. Und doch sind wir zu Italien kommen und von unserem österreichischen Hoamatlond abgetrennt worden.»

«Mit einem Federstrich, über Nacht!» antwortete der Hans.

Gedankenvolles Schweigen breitete sich aus. Der Zigaretten- und Pfeifenrauch verschleierte wie grauer Nebel das spärliche Licht in der Stube. Die beiden Buben lagen auf der Ofenbank, das Kinn auf die verschränkten Arme aufgestützt, schauten von der Höhe ihrer warmen Liege auf den Tisch herab und verfolgten wachen Ohres das Gespräch der vier Männer.

Immer wenn ein paar Männer beisammensassen, wurde unweigerlich vom Krieg gesprochen, und wie Südtirol zu Italien gekommen war. Es war dies das Hauptthema, das alle berührte und mit dem man einfach nicht fertig wurde. Man konnte sich mit der Tatsache, nun ein Stück von Italien zu sein, nicht abfinden. Man haderte mit dem grausamen Schicksal, welches das schuldlose Südtirol getroffen hatte.

Die zwei Buben oben auf der Ofenbank registrierten in ihrem noch reinen Geiste die Ungerechtigkeiten, die ihren Vätern und letztlich auch ihnen selbst angetan worden waren. Unauslöschlich wurden diese Tatsachen in ihrem Bewusstsein eingebrannt, ihr ganzes Leben sollte dadurch geprägt werden.

«Dreieinhalb Jahre haben wir die Front gehalten und sind nie und nirgends zurückgeworfen worden, obwohl die Walschen immer in der Übermacht waren», sagte der Hans nach einer Weile.

«Sell isch wahr, Hans», liess sich der Holzner Karl nach einer Weile wieder hören. «I bin bei die Kaiserjäger am Pasubio gewesen, bis i am 10. Oktober 1916 bei der Verteidigung unserer Platte verwundet worden bin. I bin damals als Feldwache in der Vorstellung eingeteilt gewesen. Seit halb 7 Uhr in der Früh haben sie uns bombardiert und auf uns mit alle Kaliber getrommelt. Stundenlang bin ich ganz kloan am Boden

des Grabens gelegen und habe gebetet, dass mich ja kein Volltreffer derwischen möge. Die Hauptstellung ist geräumt worden, und alle haben sich in die Kavernen verkrochen. Nur wir, die Feldwache, sind nicht mehr aus der Vorstellung herausgekommen. Der ganze Berg hat gezittert, Steine und Eisenbrocken sind zischend herumgeflogen. Ohne Unterlass haben sie getrommelt. Könnt ihr euch vorstellen, wie lang eine Stunde unter Trommelfeuer ist? Ja? Könnt ihr das? Habt ihr das einmal erlebt?»

Die drei Freunde nickten bejahend mit dem Kopf – sie konnten es sich vorstellen –, sie hatten es selbst erlebt.

«Gebetet haben wir, mit gefaltete Hände», fuhr der Karl mit seiner Erzählung fort.

«Es ist schon ein Wunder, dass wir nicht alle narrisch geworden sind. Und schliesslich, unter dem Feuerschutz ihrer Artillerie, sind dann die Alpini grad haufenweis von ihrer Platte heruntergerannt und haben sich über den Eselsrücken zu unserer Platte vorgeschoben. Unsere Artillerie hat sie dort unten nicht erwischt. Wir sind ja nur noch ein paar Mandln gewesen, a achte oder zehne, wie sie dann unsere Stellung angegriffen haben. Die anderen waren in den Kavernen verschüttet. Die Alpini sind in Bataillonsstärke gekommen. Wie sie dann mit ‚Avanti Savoia‘ gestürmt haben, habe ich einen Lungenschuss gekriegt, habe Blut gespuckt und bin wohl dann bewusstlos geworden. Mich haben sie erst beim Gegenstoss, wie sie die Walschen wieder die Platte hinuntergeworfen haben, gefunden und zurückgetragen.»

Er machte eine Pause. In seinen Gedanken erlebte er noch einmal die schrecklichen Stunden, Tage und Monate am Pasubio. Wieder hörte er das Heranschwirren der Geschosse in so grosser Zahl, dass es zu einem Rauschen zusammenschmolz, und er sah Tausende Tonnen Metall auf die Platte fliegen, die die Stellungen umackerten. Er sah vor seinem geistigen Auge noch die schrecklichen Minenbomben, wie sie fast mühsam den Hang heraufgetorkelt kamen, den Höhepunkt ihres Fluges erreichten und dann herniedersausten. Er hörte noch die nervenzerreissenden Detonationen und spürte förmlich noch den unge-

heuren Luftdruck, den sie bei der Explosion erzeugten. Immer noch hatte er das furchtbare Krachen des Minenfeuers in den Ohren.

«Und trotz der enormen Menschen- und Materialübermacht sind sie keinen Schritt weitergekommen. Überall haben wir die Front gehalten ...» sagte der Karl.

Mit seinen Gedanken weit weg sass er da und stierte in sein Glas. Schliesslich gab er sich einen Ruck und leerte es in einem Zuge.

Es wurde still in der Stube. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, bis schliesslich der Aukenthaler zu reden begann:

«Und dann hätten wir sie noch ins Meer geworfen, wenn ihnen nicht die Franzosen und die Engländer zu Hilfe gekommen wären. Die Walschen allein hätten uns am Piave nicht aufgehalten. Jo, und jetzt spielen sie sich auf wie die grossen Sieger und allgewaltigen Herren!»

«Und wir müssen ‚Habt acht‘ stehen, wenn sie pfeifen», meinte der Berger Hans. «Und den Hut abnehmen, wenn sie vorbeimarschieren.»

«Alles ist umsonst gewesen, alle Opfer, alle Entbehrungen waren umsonst. All die vielen Mander sind umsonst gefallen!» sagte die Rosi. «Dabei habt's ihr ja nichts anderes getan als die Heimat verteidigt. Sie haben uns ja angegriffen, sie haben uns den Krieg erklärt, sie haben uns verraten und sind uns in den Rücken gefallen.»

«Recht hast, Rosi», sagte der Hans und tauchte ein Stück gegrammeltes Brot in den Wein ein. «Wegen der Zähne», erklärte er den erstaunt zuschauenden Kameraden, «die sind nicht mehr die besten seit der Gefangenschaft.»

«Sie hätten müssen an unserer Seite in den Krieg gehen, gegen die Serben und gegen die Russen, so wie es im Dreierpakt festgelegt worden war. Aber sie haben von Anfang an mit den Franzosen und den Engländern gepackelt. Haben sich für den Verrat an uns ein Stück Österreich versprechen lassen. Nicht nur Triest und Trient haben sie wollen – bis zum Brenner hinauf haben sie wollen. Wenn sie Innsbruck oder ganz Tirol verlangt hätten, hätten sie das auch noch gekriegt. Den Engländern war des ja gleich, es hätte sie ja nichts gekostet.»

«Was haben wir schon verbrochen, dass uns der Herrgott a so g'straft hat und noch immer straft?» fragte der Hans.

«Es müssten gerade die Italiener ganz genau wissen, was es heisst, unter fremder Herrschaft zu leben. Sie waren jahrhundertlang immer von irgendwem besetzt. Das hat ihnen auch nicht gepasst. Aber wir sollen jetzt, wo wir sie als fremde Herrscher im Lande haben, glücklich sein und jubilieren? Sie können, vor lauter Überheblichkeit, es sich gar nicht vorstellen, dass es auf der ganzen Welt einen einzigen Menschen geben könnte, der nicht Italiener sein möchte.»

«Und wie haben sie alle immer geschrien und gehetzt: Österreich unterdrückt fremde Nationen! Und tut Italien jetzt nicht das gleiche?» ereiferte sich nach langem Schweigen der Luis.

«Ein so ein Blödsinn, ein verfluchter! Zu gut ist es ihnen gegangen bei Österreich; Ordnung und Frieden und Wohlstand hat geherrscht. Und schau dir jetzt den Sauhaufen an! Meinst du, jetzt geht es ihnen besser – unter dem narrischen Mussolini, als wie unter unserem guten alten Kaiser?»

«Und was haben sie nicht alles aufgeführt – die Triestiner und die Trentiner, solange sie bei Österreich waren? Bomben geworfen, sabotiert und Attentate haben sie gemacht. Damals, sagen sie heute, war das alles in Ordnung; Es wäre ‚Irredentismus‘ gewesen oder so ähnlich. Aber wehe uns, wenn wir heute das gleiche täten! Wir wären keine Irredentisten, na, na, für uns gilt das nicht. Wir wären ‚Terroristen‘ – weil wir Lederhosen tragen. Wir dürfen nicht einmal deutsche Lieder singen und unsere alten deutschen Bräuche pflegen! Sofort werden wir eingesperrt und deportiert. Wir dürfen ja im eigenen Land, in der eigenen Heimat nimmer leben, wie wir es gewohnt sind!»

Und wieder fielen alle in tiefes Schweigen. Der Tabakrauch verdunkelte das kümmerliche Licht, das von der Decke hing. Die Rosi hatte sich ein Strickzeug geholt und begann mit den langen Nadeln zu klappern. Den Buben, die auf der warmen Ofenbank lagen, brannte der Rauch in den Augen, und der Schlaf drohte sie zu überwältigen.

«Geh, Rosi, bring ins noch an Liter. Der Groll trocknet mir ganz die Gurgel aus», rief schliesslich der Karl.

«Jo, an Grant kannst schon kriegen, wenn man so nachdenkt», meinte der Hans, dessen Glas auch wieder leer war:

«Wie hat denn der andere linke Schächer nur geheissen? Mir fällt der Namen nicht ein ... der scheinheilige Indianerfresser. Was hat der überhaupt bei uns herüber zu suchen gehabt? Der hätte sollen drübenbleiben – in Amerika – und uns in Ruhe lassen!»

«Recht hast», fiel der Max ein, «du meinst den Wilson, den Depp: Was versteht denn schon ein Amerikaner von Europa! Ich wette, der hat nicht einmal gewusst, wo Südtirol liegt.»

«Sell kannst recht haben», sagte der Hans. «Aber einen Hass, sell haben sie alle gehabt. Zerschlog'n, zerstückeln, vernichten haben sie uns alle wollen, weil wir Deutsche sein», ereiferte sich der Max.

«Und weil es uns zu gut gegangen ist, unter unserem Kaiser. Diese Neidhammel, die verfluchten.»

«Jo», liess sich wieder der Karl hören, «aber andererseits ist es wohl auch so gekommen, wie es hat kommen müssen. Die Tschechen, die Ungarn, die Serben und wie sie alle heissen, alle haben sie wollen selbständig werden und nimmer bei Österreich bleiben. Das kann ich auch noch verstehen. Unsere Monarchie ist halt nach so viele Jahrhunderte schon alt und brüchig geworden. Es sollen ja auch alle Völker machen, was sie wollen, sollen ihren eigenen Staat haben, von mir aus. Aber die Walschen haben ja ihren Staat schon gehabt und ihren König dazu. Ich sag' nichts von Trient und Triest, das hätten sie ja auch sowieso gekriegt, ... wenn man verhandelt hätte. Auch das Welschtirol hätten sie haben können, aber nicht ein Stück Österreich sich unter den Nagel reissen, weil der Moment für sie günstig war.»

«Wie immer es auch zugegangen ist, sell ist jetzt auch schon gleich; jedenfalls sind wir auf einmal Walsche geworden», sagte der Max.

«Wartet nur, Mander», sagte mit vollem Mund der Luis, «das wird schon wieder anders werden.»

«Ach geah schon! Wie denn, wann denn, wer soll uns helfen?» ereiferte sich der Karl, «vielleicht Österreich? Dass i nit lach! Den Wienern sind wir doch völlig Wurscht. Denen sind wir doch immer Wurscht ge-

wesen. Die Deutschen? Was sollen die denn für uns tun? Die haben ja selbst einen Sauhaufen im Land! Die Schweizer? Denen gehen wir doch überhaupt nichts an! Wer soll uns schon helfen? Wir uns selber? Wir haben ja keine Waffen, keine Munition, keine Sprengmittel, nichts – gar nichts haben wir. Und vor allem haben wir keinen Führer.»

Er spülte den Bissen, an dem er hart gekaut hatte, mit einem kräftigen Schluck Wein hinunter, dann fuhr er fort:

«Wer soll das Kommando haben, wer organisieren, wer die Befehle geben? Niemand haben wir. Nicht einmal einen Andreas Hofer haben wir – sehr traurig sind wir g'steilt.»

Wieder versanken sie in stilles Nachdenken. Den Rauch in der Stube hätte man mit einem Messer in Scheiben schneiden können. Die Pendeluhr an der Wand schlug zur elften Stunde.

«Jetzt ist es Zeit zum Schlafengehen, Mander», sagte die Rosi, legte ihr Strickzeug weg und gähnte laut. «Für heute habt's ihr wieder genug geredet», und nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu: «Mit dem Reden allein erreicht's gar nichts.»

«Hast recht, Rosi», sagte der Karl. «Wir können jetzt eh nichts mehr tun. Wir müssen die Walschen ertragen und hoffen, dass uns der Herrgott nicht verlässt. Gute Nacht, nacher.» «Gute Nacht, schlaft's gut.»

«Lieber würde ich da in der warmen Stube schlafen, als wie in der eiskalten Dachkammer oben», dachte laut der Hans.

«Vielleicht lasst dich die Rosi bei ihr schlafen, wenn du brav bist und nicht zu kalte Füsse hast. Sie hat gewiss ein warmes Bettzeug!» sagte der Karl und schmunzelte.

«Hört's auf zu phantasieren, ihr alten Kracher, ihr!» erwiderte prompt die Rosi, während sie geschäftig die Gläser vom Tisch räumte und die vollen Aschenbecher ausleerte.

Die müden Krieger verliessen langsam die Stube und begaben sich fröstelnd in die eiskalte Dachkammer.

Die Rosi löschte das Licht in der Stube.

Die beiden Buben auf der Ofenbank merkten nichts mehr von all dem, sie schliefen schon tief und traumlos.

Entwicklungsjahre

Die Zeit plätscherte träge dahin in Sterzing. Es geschah nie etwas Aufregendes, nie irgend etwas, was den Schlaf der Bürger gestört hätte. Man hatte sich mit den Kolonialherren abgefunden, man tolerierte die neuen Potentaten, auch weil sie verhältnismässig wenig auffielen. Man ging seinen alltäglichen Geschäften nach und hatte einen Stammtisch, wo man alles bereden konnte. Allerdings geriet man sofort in Schwierigkeiten, sobald man mit irgendeinem Amt zu tun hatte. Da brauchte man einen Dolmetscher, und die waren rar in Sterzing. Aber sonst hatte man die wenigen Italiener, die damals permanent in Sterzing wohnten, akzeptiert, auch weil diese – durchwegs Staatsangestellte und Funktionäre – in sogenannten Personalhäusern wohnten und im Stadtleben kaum in Erscheinung traten. Auch das martialische Benehmen der faschistischen Parteichefs und «Föderales» hatte man zu ertragen gelernt. Ausser staatlichen Funktionären waren nur vereinzelte Italiener in Sterzing. Und das waren dann meist Maurer, die als Saisonarbeiter tätig waren, oder Volksschullehrer, die sich abmühten, den deutschen Kindern die italienische Sprache zu lehren, die italienische Kultur sowie die Geschichte nach italienischer Version, die sehr oft und grundlegend von der deutschen abwich, beizubringen. Aber all diese Italiener bildeten einen Kreis unter sich. Sie verschwanden bei Saisonschluss oder zur Ferienzeit und nahmen nicht am Leben der Stadt teil. Selbst der Gelatimann Deppi kam und ging mit den Schwalben. An den Fingern einer Hand abzählen konnte man die Italiener, die sich als selbständige Kaufleute in Sterzing niedergelassen und vorwiegend die anderen Italiener als Klienten hatten.

Die massive, von Mussolini gewollte rücksichtslose Italienisierung der Kolonie «Alto Adige» hatte noch nicht in vollem Masse und mit voller faschistischer Präpotenz eingesetzt. Aber das sollte sich sehr bald und rasch ändern, und die allgewaltige Präsenz der Italiener in allen Sektoren des Lebens spürbar werden.

Aber auch im Leben von Tonele und Peppole bahnten sich einschneidende Veränderungen an. Die Volksschule war absolviert, und

wollte man kein Handwerk erlernen, sondern eine höhere Schule besuchen, musste man in eine «Grossstadt» auswandern, denn in Sterzing gab es damals nur die italienische Volksschule. So kam das Tonele nach Bozen an die Handelsschule, das Peppele nach Meran ans Gymnasium.

Die Trennung von der Familie, von daheim, vom immer und in allem Umsorgtsein – und plötzlich das Leben bei einer fremden Familie oder in einem Konvent – tat den zwei Buben weniger weh als die Trennung vom Freund. Die einzigen Lichtblicke in ihrem Leben als Studenten in der Fremde waren die Ferien; darauf freuten sie sich immens, daran dachten sie das ganze Schuljahr hindurch. Sterzing war so für sie, die sie in der Fremde und unter einem gewissen Zwang – lebten und war es auch nur zum Lernen, – zum Inbegriff der Freiheit geworden. Aber restlos glücklich und unbegrenzt frei, wie sie in ihren Kinderjahren gewesen waren, sollten sie nun doch nicht mehr werden.

Das Peppele war nie ein strebsamer, ehrgeiziger Student gewesen. Er war nie ein «Streber». Er lernte nur das und gerade so viel, als unbedingt nötig war, um nicht sitzenzubleiben. Old Shatterhand und Winnetou interessierten ihn mehr als Cäsar und Cicero. Der «Schatz im Silbersee» oder «Der Schut» von Karl May waren ihm geläufiger als die «Göttliche Komödie» von Dante oder die «Promessi sposi» von Manzoni. So war es unvermeidlich, dass das Peppele fast immer eine Nachprüfung, meist in Latein, verpasst bekam und er in den Sommerferien – ob er wollte oder nicht – lernen musste.

Nun war es in Sterzing gar nicht leicht, jemanden zu finden, der Latein lehren konnte. In Frage kamen immer in erster Linie der Herr Pfarrer oder sein Kooperator. Aber selbst diese Nachhilfestunden nahm das Peppele nie sonderlich ernst. Er empfand sie eher als lästig. Sie wären für ihn reiner Zeitverlust gewesen, wäre der Weg zum Widum, wo ihm der hilfreiche Herr Kooperator die lateinischen Regeln beibrachte, damals nicht so interessant gewesen. Man ging nämlich gerade daran, die Kasernen für das als ständige Besatzung vorgesehene italienische Militär zu bauen. Auf einer grossen Wiese am Stadtrand

sollte der Gebäudekomplex entstehen, der ein ganzes Regiment Alpini, so hiess es, aufnehmen sollte.

Dass gleich ein Regiment Alpini ständig nach Sterzing verlegt werden sollte, war Gegenstand lebhafter Diskussionen unter den Bürgern. Einerseits fürchtete man eine solch massive Präsenz der italienischen Herrscher, andererseits erwartete man sich aber auch einen wirtschaftlichen Vorteil von der Anwesenheit so vieler Soldaten: Da man aber sowieso nicht um die Meinung gefragt wurde, man ihre Ankunft sowieso nicht verhindern konnte, das Militär also sowieso da sein würde, konnte man ja auch ruhig dagegen sein. Man konnte hinter vorgehaltener Hand über die Walschen schimpfen und sich andererseits im Stillen ausrechnen, wie man am besten mit ihnen ins Geschäft kommen könnte.

Die Baustelle für die Kaserne lag gerade am Weg zum Widum. Fürs Peppele war es ein willkommener Anlass, auf seinem Weg zur Lateinachhilfestunde im Pfarramt diese Arbeiten zu beobachten. Nichts war interessanter als zuzuschauen, wie mit titanischer Wucht die mächtigen zugespitzten und angekohlten Baumstämme in den sumpfigen Boden gestampft wurden, die als Fundament für die zu erbauenden Kasernen dienen sollten. So gingen die meisten Vormittage mit dem Weg vom und zum Widum drauf. Der Nachmittag war der Schwimmschule vorbehalten, und keine Macht der Welt konnte ihn davon abhalten, diese täglich zu besuchen ...

So blieb beim besten Willen kaum Zeit zum Lernen, man musste sich diese direkt stehlen. Aber letzten Endes reichte es dann doch noch, und man kam immer wieder eine Klasse weiter.

Die Anwesenheit des Fünften Alpiniregimentes, das nach Fertigstellung der Kasernen mit klingendem Spiel und schwungvollen patriotischen Reden eingezogen war und von nun an mit den vielen Uniformen das Stadtbild negativ prägte, machte sich aber auch in positiver Weise bemerkbar. Neben dem unleugbar positiven Einfluss auf das wirtschaftliche Geschehen der Stadt, zwang nun die Anwesenheit vieler Alpinioffiziere und Unteroffiziere mit ihren Familien die deutsche Bevölkerung dazu, mit den Italienern nebeneinander leben zu müssen. Dadurch wurden aber die gegenseitige Antipathie und das tiefverwur-

zelte Misstrauen zueinander keineswegs abgebaut, ganz im Gegenteil: Der bestehende Unterschied zwischen den beiden Volksgruppen wurde noch augenscheinlicher und die gegenseitige Ablehnung noch markanter.

Fürs Peppele war die Ankunft der Alpini zweifelsohne von grossem Vorteil, denn schon bald wurde in ihrem Sog in Sterzing ein Gymnasium errichtet.

Das Gymnasium, das ausschliesslich für die Kinder der in Sterzing stationierten Alpinioffiziere und Unteroffiziere errichtet worden war, kam langsam auch den Sterzinger Kindern zugute. So wurden zunächst einmal drei Klassen Gymnasium errichtet, zu denen später noch eine vierte kam.

Mit dieser vierten Klasse hatte es seine Bewandnis. Sie wurde errichtet einzig und allein in Erwartung des Sohnes des Regimentskommandeurs, der – wie konnte es anders sein – aus Catanzaro in Kalabrien kam. Da sich aber sein Kommen verzögerte, man aber die Klasse als bereits bestehend in den Akten führte, wurde das Peppele in diese Klasse aufgenommen. So kam es, dass das Peppele der einzige Schüler in dieser Klasse war, sein eigenes Klassenzimmer hatte, die verschiedenen Professoren in seine Klasse kamen, wo das übliche Zeremoniell mit «saluto fascista», «saluto al Duce» usw. durchexerziert wurde. Bis gegen Ende des Schuljahres der Sohn des Colonello in Sterzing erschien und die Klasse nun den vollzähligen – paritätisch einwandfreien – Stand mit einem Deutschen und einem Italiener erreicht hatte.

Der einzige Schüler in der Klasse zu sein hatte fürs Peppele neben grossen Vorteilen auch enorme, leicht vorstellbare Nachteile. Lernmässig hatte der Umstand, dass sich alle Professoren nur mit ihm allein zu beschäftigen hatten, viel Gutes, und das Peppele profitierte enorm von diesem Privatunterricht. Er hatte aber auch Nachteile, die es als besonders belastend und ungerecht empfand:

Das Peppele musste immer vorbereitet sein, kam immer und in jedem Fach dran, konnte bei niemandem abschreiben, niemand flüsterte ihm etwas zu, es musste immer alle Hausaufgaben selbst machen, hatte immer Schularbeiten, bei denen es immer auf sich selbst angewiesen war.

Der grösste Nachteil aber war der, dass das Peppele, weil es der Grösste der ganzen Schule war, bei jedem Nationalfeiertag – und es gab deren viele damals – in die Uniform eines «Giovane Fascista» gesteckt wurde und bei den Aufmärschen die Standarte des Gymnasiums tragen musste, noch dazu nach faschistischer Manier: in den Bauch gestützt, mit dem Arm umschlungen und nur mit dem kleinen Finger gehalten. Das Anziehen der faschistischen Uniform und das Aufsetzen der einem Alpinhut ähnlichen Kopfbedeckung waren fürs Peppele eine wahre Höllenqual. Es schämte sich jedes Mal bodenlos, wenn es so maskiert durch seine Stadt marschieren musste. Besonders demütigend empfand es der junge Tiroler Bub, wenn er am 24. Mai, dem Tag der Kriegserklärung Italiens an Österreich, und am 4. November, dem Tag, an dem Italien den Sieg der Verbündeten über Österreich-Ungarn und Deutschland feierte, an den jeweiligen faschistischen Kundgebungen teilnehmen musste.

Nach Ende der patriotischen Demonstrationen italienischen Heldentums, an denen er zwangsweise teilnehmen musste, rannte er sofort nach Hause, entledigte sich der verhassten Uniform der Jungfaschisten, zog demonstrativ weisse Strümpfe, kurze Hose und Samer Joppe an und stürmte meist auf den Rosskopf hinauf oder sauste mit dem Fahrrad nach Gossensass. Er musste sich Luft verschaffen und seinen aufgetauten Groll abreagieren.

Es war ein nervenaufreibender Zwiespalt, dem die deutschen Kinder jahrelang unterworfen waren. Einerseits wurden sie in der Schule italo-faschistisch indoktriniert, andererseits wurden sie im Elternhaus naturgemäss deutsch-südtirolerisch erzogen. Auf der einen Seite übte die italienische Schule jeden erdenklichen Druck auf die faschistische Formung der jungen Schüler aus, während auf der anderen Seite Elternhaus und die ganze Umgebung, in der sie aufwuchsen, diametral entgegengesetzt operierte. Das, was das Elternhaus aufbaute, wurde täglich von den italo-faschistischen Lehrern der Schule systematisch abgebaut, umgeformt oder zerstört. So wurden die Gefühle der jungen Menschen fortwährend wie ein Spielball hin- und hergeworfen. Alle kneteten an der noch formbaren Masse herum. Wo von einer Seite et-

was eingedrückt worden war, wurde es umgehend von der anderen wieder ausgebuchtet. Es war aber klar, dass die deutsche Erziehungskomponente naturgemäss der italienischen bei weitem überlegen war. So erzielte letztendlich die italo-faschistische Erziehung genau das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigte, nämlich dass alles «Italienische» mit «faschistisch» gleichgesetzt wurde. Eine Italienisierung der deutschen Südtiroler Jugend ist trotz massivem Einsatz nicht gelungen, sie hatte nie eine Chance auf Erfolg. Ganz im Gegenteil, es war gerade die deutsche Jugend, die den Italienern in Südtirol die meisten Probleme machte. Sie widersetzte sich viel kräftiger und sturer, aber auch viel flexibler den italienischen Machthabern, als die Kriegsgeneration ihrer Väter selbst es tat. Während diese traditionsgemäss und jahrhundertlang dazu erzogen worden war, die herrschende Autorität (und es gab derer immer nur eine: die von Gott gewollte kaiserliche) zu achten und ihr zu gehorchen, lernte die junge Generation sehr bald, dass es auf der Welt auch Autoritäten gibt, die durchaus nicht von Gott, sondern von Menschen willkürlich eingesetzt werden und denen man absolut keinen Gehorsam schuldig ist. So prallten alle italo-faschistischen Erziehungsversuche, die wie Keulenschläge auf die deutsche Jugend eindroschen, vom deutsch-südtirolerischen Panzer, der sie umgab, wirkungslos ab.

Einen wesentlichen Einfluss auf die Erziehung der deutschen Südtiroler Jugend hatte sicherlich auch die Ausstrahlung, die von Deutschland nach der Machtübernahme Hitlers ausging, und die besonders bei allen Volksdeutschen, die ausserhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lebten, wirkungsvoll war. Der einzige unbändige Wunsch aller Südtiroler auf Befreiung von der italienischen Herrschaft schien endlich nach der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich realisierbar zu sein. Hitler, so schien es, war der Einzige, der helfen konnte.

Allmählich begann sich auch in Südtirol eine deutsche Bewegung zu profilieren. Erst zögernd, geheim und versteckt, von wenigen Mutigen vorangetrieben, dann immer stärker werdend, zog diese geheime Bewegung natürlich vor allem die begeisterungsfähige Jugend an. Und diese stellte sich mit all ihren unverbrauchten Kräften und unbeküm-

mert um alle möglichen Folgen bedingungslos zur Verfügung. Der Zwiespalt der Erziehung – italienische Schule und deutsches Elternhaus, die Zerteilung des Betrages, weisse Strümpfe, kurze Hose und faschistische Uniform, Zersplitterung der Energien zwischen Schule und illegaler Bewegung – wirkte sich auf ihre Charakterbildung in keiner Weise negativ aus, im Gegenteil, dies Polivalenz der Kräfte, der sie dauernd ausgesetzt war, war nur positiv. Sie lernte bald, sich gewandt und frech zwischen den diktatorischen Autoritäten italienischer und deutscher Prägung zu bewegen.

Die Jugend erkannte, gewitzt wie sie geworden war, dass zwischen den schwarzen Machthabern in Italien und den Braunen in Deutschland eigentlich kein fundamentaler Unterschied war. Es grüssten beide auf die gleiche Weise mit ausgestrecktem Arm, sie trugen beide Uniform, die einen schwarz, die anderen braun, sie hatten beide das gleiche präpotente Benehmen und martialische Auftreten, dieselbe Kaltschnäuzigkeit, und beide verlangten einen bedingungslosen Gehorsam. «Credere, obbedire, combattere» – «Führer, befehl, wir folgen.»

Es bestand nur ein wesentlicher Unterschied: Die Schwarzhemden waren die italienischen Unterdrücker, die Usurpatoren, die widerrechtlich die Heimat besetzt hielten, während man in den Braunhemden deutsche Brüder sah, die kommen würden – ja kommen mussten –, Südtirol vom italienisch-faschistischen Joch zu befreien. Ob die ersehnten Befreier ein braunes oder ein rotes Hemd trugen, ob sie mit offener Hand oder mit der geballten Faust grüssten, ob ihre Fahne schwarz, weiss, rot mit Hakenkreuz oder nur rot mit Sichel und Hammer war, das war den Südtirolern ganz egal: Wenn sie nur als Befreier kamen! Jede Macht der Welt, die etwas zur Befreiung Südtirols tun würde, war willkommen, auf sie würde man alle Hoffnung setzen, jedwede Hilfe würde man annehmen.

Je stärker der italienische Druck auf alles Deutsche und auf alles Bodenständige, auf die jahrhundertelange deutsche Kultur und Lebensweise wurde, um so härter wurde der Widerstand der deutschen Bevölkerung. Je rascher man das ganze Land mit Gewalt italienisieren

wollte und mit süditalienischen Einwanderern überschwemmte, um so grösser wurde der Hass auf alles Italienische.

Die Verzweiflung machte der Hoffnung Platz, als das Deutsche Reich Österreich eingliederte und seine Grenzen bis zum Brenner schob. Dort standen sie nun, die Brüder, die Rettung bringen würden. Sie konnten doch nicht tatenlos und indifferent zusehen, wie die deutscheste aller Volksgruppen ausgelöscht wird. Sie mussten den Brüdern im Süden zu Hilfe kommen und die letzte grosse Ungerechtigkeit der Geschichte beseitigen.

So richteten sich alle Augen flehentlich nach Norden. Nur Deutschland konnte das zerrissene Tirol wieder vereinen. Nur Hitler konnte sie heimholen in den Schoss des deutschen Volkes.

Niemand konnte damals die wahren strategischen Ziele Hitlers kennen. Wer sie vielleicht erahnte, dem mussten sie als politische Wahnsinnsvisionen erscheinen, die nicht ernst zu nehmen waren.

Niemand konnte an der Ehrlichkeit des Slogans «Ein Volk, ein Reich» zweifeln.

Niemand erkannte, dass die deutschen Volksgruppen Sudeten-deutsche, ja selbst die Österreicher nur Mittel zum Zweck waren. Dass die wahren Absichten der Politik Hitlers nicht in der Heimführung aller Deutschen in ein einziges Reich bestanden, sondern einem viel weiter gesteckten Ziele dienten: nämlich ein möglichst weit nach Osten vorgeschobenes Aufmarschgebiet für einen Krieg gegen Russland zu schaffen. Ein Krieg, der zur Vernichtung des Bolschewismus führen sollte und Deutschland den nötigen Lebensraum geben würde, um eine Grossmacht zu werden.

Dies war das einzige, wahre, weitgesteckte politische Ziel, das Hitler sich wahrscheinlich schon vor seinem Eintritt in die NSDAP (Mitgliedsnummer 7) gesteckt hatte. Er musste sich diese politische Vision und ihre Realisierung schon damals in groben Zügen erarbeitet haben, bis er schliesslich, um sie umzusetzen, beschloss, Politiker zu werden. Alle Handlungen, ja selbst sein persönlicher Werdegang, waren auf dieses Ziel ausgerichtet, und alles lief dann auch programmgemäss ab.

Erst nach der Katastrophe wurden die Abläufe aller Ereignisse, die sowohl zu seinem Aufstieg als auch zu seinem Untergang geführt ha-

ben, als generalstabsmässig geplant und durchgeführt erkannt. Nur der Krieg musste zwangsläufig zu seinem Sturz und zur Vernichtung des Deutschen Reiches führen.

Bei den damals in Deutschland herrschenden Verhältnissen ist es den Menschen nicht zu verübeln, dass für sie erst spät, sehr spät, zu spät die Wege erkennbar wurden, die sie schliesslich zu gehen gezwungen waren.

Entweder man konnte nicht oder man wollte nicht (wie das Südtiroler Volk) erkennen, dass Hitler die deutschen Volksgruppen und schlussendlich das ganze deutsche Volk nur zur Verwirklichung seiner utopischen Visionen missbrauchen würde.

Südtirol spielte in diesen grossen strategischen Plänen Hitlers nie eine Rolle. Die Südtiroler waren für ihn nie mehr als lästige Verwandte.

Aber wer hätte das damals den Südtirolern klarmachen sollen? Wer hätte ihnen die Augen öffnen sollen, und was hätte das Ganze auch genützt - eingeklemmt zwischen zwei Mühlsteinen, wie das kleine Südtirol damals war?

Wenn es auch vielleicht den einen oder anderen illuminierten Denker gegeben haben mag, er konnte nichts ausrichten gegen die übermächtige Sehnsucht aller Südtiroler nach Befreiung von der italienischen Herrschaft und seiner Wiedervereinigung mit dem Heimatland Tirol.

Deutsch bleiben war der einzige Wunsch, den sie hatten. Und so kam es schliesslich, wie es kommen musste. Das Erwachen aus dem utopischen Traum in die reale Wirklichkeit war fürchterlich. Das Erkennen, dass sie wieder zum Spielball der Grossmächte geworden waren, dass man den letzten Anker der Hoffnung verloren hatte, war schmerzlich und kaum erträglich. Die Enttäuschung war grenzenlos, sie entwickelte sich bis hin zum Bruderhass und endete letztendlich wieder in Resignation.

Am Rosskopf

Am Rosskopf oben, an der Waldgrenze, abseits des Weges und überdacht von knorrigen Kiefern stand die «Ratshütte». Es war nur eine winzig kleine, aus Brettern zusammengenagelte Hütte. Sie bestand nur aus einem Raum, der als Küche, Schlafraum und Essraum diente. Bevor man die Eingangstür aufschliessen konnte – oder besser gesagt durfte, denn man musste bis auf die kleinsten Details die Anordnungen des Besitzers, des Herrn Oberlandesgerichtsrates Stotter befolgen –, musste man zuerst den kleinen überdachten Vorplatz fein säuberlich vom Schnee befreien, damit ja kein Stäubchen davon in die Hütte gelange. Wie man das ohne Schaufel und Besen bewerkstelligen sollte, war der Initiative und dem erfinderischen Talent des Glücklichen, der den Schlüssel zur Hütte anvertraut bekommen hatte, überlassen.

Es war gar nicht leicht, den Schlüssel vom Herrn Rat erfolgreich zu erbitten. Nur wenige wagten es, fast niemand hatte Erfolg. Nur Einzelne konnten sich der Gunst erfreuen, vom Herrn Rat den Schlüssel ausgehändigt zu erhalten, denn er war – Pedant, der er nun einmal war – sehr darauf bedacht, dass in seiner Hütte jeder Gegenstand an seinem Platze blieb und nichts verändert wurde. Wenn er selbst wieder die Hütte am Rosskopf aufsuchte, wollte er keinen Hinweis auf fremde Anwesenheit erkennen müssen.

Das Peppele und der Toni zählten zu den Glücklichen, denen der Herr Rat den in Demut erbetenen Schlüssel anvertraute.

Diesen zu erbitten war immer die Aufgabe von Peppele, denn er hatte gegenüber anderen Schlüsselpretendenten einen enormen Vorteil: Er genoss das Vertrauen des Herrn Rates und sein unschätzbares Wohlwollen.

Die Bekanntschaft zwischen dem ehrwürdigen alten Herrn Rat und dem unbedeutenden Lausbuben, der das Peppele war, rührte daher, weil das Peppele einen Sommer lang vom Herrn Rat Nachhilfestunden in Mathematik erhalten hatte. Zweimal in der Woche sassen die beiden in der verrauchten Glasveranda des Stötterhauses beisammen, und der



Eine Aufnahme aus der Zwischenkriegszeit, als der Rosskopf zwar schon seit jeher der Hausberg der Sterzinger war, aber noch keine Wintersportanlagen kannte. Oberlandesgerichtsrat Dr. Hans Stotter hatte sich in der Nähe der heutigen Bergstation der Seilbahn eine private Berghütte erbaut, die er auch Freunden und Bekannten zur Verfügung stellte; sie wurde allgemein die «Ratshütte» genannt und wurde in ihrer Traulichkeit und Gemütlichkeit ein Stück Alt-Sterzing; es gibt sie heute nicht mehr.

Herr Rat erklärte dem Peppelle die Geheimnisse der Mathematik. Das Peppelle profitierte enorm von diesen Nachhilfestunden, denn der Herr Rat besass nicht nur die Autorität und das Charisma eines guten Lehrers, sondern er war auch ein profunder Kenner der Materie. Die Mathematik, die Trigonometrie und die Geometrie waren des Rats Hobby. Dem Studium dieser Wissenschaft widmete er die meisten Stunden des Tages. Das Peppelle bestand nicht nur die Herbstprüfung glänzend, sondern die Mathematik hatte für ihn jetzt jeden Schrecken verloren, ja, sie war fortan sogar sein Lieblingsfach geworden.

Aber eine Sache war die Mathematik, und eine völlig andere war die Hütte am Rosskopf.

Am ehesten bekamen die Buben den Schlüssel, nachdem es geschneit hatte. Dann nämlich erhielten sie mit dem Schlüssel eingehende und detaillierte Anweisungen, wo und wie sie die Fussspuren zur Hütte durch den Neuschnee zu legen hatten. Es wurde ihnen genau eingebleut, wie sie zum Thaler-Wetterkreuz weiterzugehen hatten, wie und wo die Serpentina zu legen seien, welchen Abstand die einzelnen Tritte haben mussten. Besonders wurde ihnen aufgetragen, mit Umsicht die einzelnen Stufen zu treten und ja nicht abzurutschen, wodurch die Tritte unsauber wurden und dadurch ein Steigen erschweren konnten.

Wenn beim Aufstieg auch auf all diese Besonderheiten zu achten war, so war es andererseits wirklich eine herrliche Sache, über die Rats-hütte verfügen zu können. Da das allgemeine Alpenverein-Schutzhaus im Winter geschlossen war, gab sie den müden Bergwanderern die Gewissheit, nach dem schweisstreibenden Aufstieg von Sterzing herauf, mit den schweren Skiern auf den Schultern und dem Rucksack auf dem Rücken, ein schützendes Dach zu finden. Und war man erst einmal in der Hütte drinnen, konnte man das verschwitzte Hemd wechseln und sich einen Tee kochen.

Aber auch das mit dem Teekochen hatte sein Bewandtnis. An der Wand hingen mehrere kleine Pfannen, und über jeder prangte ein feinsäuberlich beschriebenes Schildchen mit dem zweckdienlichen Hinweis: «Nur für Tee» – «Nur für Kaffee» – «Nur für Suppe». Die wie gestochen klare Handschrift des Herrn Rates leuchtete wie Flammen-

zeichen von der Wand und brannte sich in das Hirn des Beschauers ein. Man fühlte förmlich die Anwesenheit des Herrn Rates und sein wachsameres Auge auf allem, was in der Hütte vorging.

Es war Mitte April 1938 und ein herrlicher Sonnentag. Kleine Wolken standen hier und dort wie Watteflocken am dunkelblauen Himmel, und die Frühlingssonne hatte schon die nötige Kraft, um wärmend den Schnee zu schmelzen. Lange tropfende Eiszapfen hingen vom Dach der Hütte, und kleine Bächlein frassen sich durch den Firn. Die eisigen Krallen, mit denen sich der Winterschnee an den Ästen der Kiefern festgefroren hatte, schmolzen dahin, und immer mehr gekrümmte Äste warfen die schwere Last ab und richteten sich mit befreiendem Ächzen wieder auf.

Das Peppele und der Toni genossen in vollen Zügen den herrlichen Frühlingstag. Nachdem sie heissen Tee mit Rotwein anstelle des Rums getrunken und die mitgebrachten Schinkensemmeln gegessen hatten, hockten sie nun am Bretterboden des Vorbaues, mit dem Rücken an die Hütte angelehnt, und boten mit geschlossenen Augen ihr Gesicht der Sonne dar. Sie wollten ganz besonders braun werden, um am Abend, mit einem blütenweissen Hemd angetan, das die Bräune ihres Gesichtes besonders hervorheben sollte, durch die Strassen der Stadt zu spazieren. Diese Zurschaustellung gesunder, kräftiger und sportlicher Lebensführung sollte auch eine gewisse Herausforderung ihrer Billard spielenden Schulfreunde sein und den reinen deutschen Lebensstil dem dekadenten italienischen gegenüberstellen. Dass sie auch bei den Mädchen positiv auffallen wollten, sagten sie nicht, es war aber selbstverständlich.

«Schau, schau, was da für zwei Knödl in der Sonne rösten!» Eine tiefe brummige Stimme durchbrach plötzlich die göttliche Ruhe. Die beiden Buben schreckten auf und blinzelten den Neuankömmling mit geblendeten Augen an. Sie waren wohl eingenickt gewesen und hatten die nahenden Schritte des Jägers Steiner Jörgl überhört.

«Grüss dich, Jörgl, wo kommst du denn her?» fragte nach dem Erwachen der Toni.

«I war bei der Kastellacke drüben Ausschau halten, was die Hühner machen, da hab' i bei der Ratshütten den Rauch aufsteigen gesehen. Da hab' i mir gedacht: Da musst du einmal nachschauen, was da los ist – ob vielleicht wer eingebrochen hat. Der Herr Rat, sell hab' i gewusst, kann es um diese Zeit nimmer sein, der ist alleweil nur in der Früh da.»

«Wir haben den Schlüssel vom Herrn Rat gekriegt», sagte das Peppele, um die eventuellen Verdächtigungen sofort zu bereinigen.

«Setz dich her zu uns, Jörgl, magst einen Schluck Wein aus der Chiantiflaschen, oder vielleicht lieber einen Tee?» sagte der Toni.

«Sell sag i net na», erwiderte der Jörgl und rammte seinen Bergstock in den Schnee. «Es war noch finster, als ich von Tschöfs aufgestiegen bin, und jetzt hätte ich gerade einen gesunden Durst.» Er tat einen tiefen Schluck aus der dargereichten Flasche, hängte sein Jagdgewehr an einen Nagel an der Hüttenwand und klopfte sich den Schnee von Schuhen und Gamaschen. Dann holte er sich einen Schemel aus der Hütte, stellte ihn in den Türrahmen und setzte sich, endlich, aufatmend nieder.

Man sprach über dieses und jenes, scherzte und lachte. Aber wie das nun einmal in jener Zeit immer und unausbleiblich geschah, schon nach wenigen Minuten kam die Sprache auf das alle berührende, alle interessierende und Tag und Nacht beschäftigende Thema: den erfolgreichen Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich.

«Na, Jörgl, was sagst du, jetzt sind die Deutschen schon am Brenner, wann werden wir drankommen?» fragte der Toni. «Wann, meinst du, werden die deutschen Soldaten bis nach Salurn weitermarschieren?» fügte das Peppele hinzu.

«Glaubt nur das nicht, Buben», erwiderte der Jörgl und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab, denn er hatte noch einmal aus der Chiantiflasche getrunken. «Uns mag der Hitler nit! Uns kann er nit brauchen! Das hat er oft genug gesagt und auch geschrieben.»

Die beiden Buben starrten entgeistert den Jörgl an. Es war das erste Mal, dass sie so etwas hörten. Sie trauten ihren Ohren nicht – was waren das für Reden?

Endlich fasste sich der Toni von seiner Überraschung.

«Geh, Jörgl, das glaubst du wohl selbst nicht», sagte er entrüstet, «warum soll der Hitler uns nit mögen? Wir sind auch Deutsche und wollen heim ins Reich. Es heisst ja auch im Deutschlandlied: ‚... von der Etsch bis an den Belt‘.» Und nach kurzem Schweigen: «Ein Volk, ein Reich, ein Führer, soll das für uns Südtiroler nicht gelten?»

«Macht's euch keine Illusionen, Buben», erwiderte der Jörgl, «wir müssen wohl für immer bei den Walschen bleiben, ob es uns passt oder nit. Und wenn der Hitler auch alle Deutschen zusammenholt, uns Südtiroler will er nit.»

«Das ist nit wahr!»

«Das gibt es nicht!»

«Das glaubt kein Mensch!»

«Bist du narrisch geworden, dass du so was sagen kannst?» ereiferen sich die beiden Buben, die in ihrer innersten Überzeugung, in ihrem felsenfesten Glauben erschüttert worden waren.

«Lest nach in seinem Buch ‚Mein Kampf‘, da steht es klipp und klar, dass er unser Land nit will, weil er es nit brauchen kann – und dass wir Südtiroler ihm ganz Wurscht sind. Lest dieses Buch aufmerksam durch, Buben, vielleicht gehen euch dann die Augen auf.»

Die Buben versanken in ratloses Schweigen. Der Jörgl nahm rasch noch einen kräftigen Schluck aus der Chiantiflasche, dann fuhr er fort:

«Mir hat der Hitler nie gefallen! Ich glaub' ihm gar nichts. Mir gefallen seine Augen nicht, er hat so ein komisches G'schau, satanisch oder bös, oder falsch, oder alles miteinander, ich weiss nicht, wie ich es sagen soll. Gefallen tut mir auch sein ganzes Getue nicht. – Ich meine, das ist kein ehrlicher Mensch – kein Christenmensch, wenn ihr versteht, was ich meine. Solche Hexer hat man früher einmal vergiftet oder erschlagen oder verbrennt, öffentlich auf dem Marktplatz – bevor sie grösseren Schaden haben anrichten können, und nicht ihnen noch die volle Macht in die Hand gegeben, damit sie mit die Leut' tun können, was sie wollen.» Und wieder führte der Jörgl die Flasche zum Mund und trank mit kräftigem Zuge. Die beiden Buben liessen ihn gewähren, ja sie merkten nicht einmal, dass der Jörgl ihren kostbaren Wein, den sie von Sterzing herauf geschleppt hatten, genussvoll trank. Die ketzeri-

sche Rede von Jörgl hatte sie zu innerst aufgewühlt und erschüttert. Wie konnte ein Mensch überhaupt nur solche Reden führen, ja so was überhaupt nur denken?

Dieser stellte die fast leere Flasche weg, wischte sich wieder mit dem Handrücken über den Mund und sagte:

«Wir haben beim Militär, in Galizien oben, auch so einen komischen Vogel gehabt. Hauptmann Hiller hat er geheissen. Das selbige G'schau hat er gehabt, die gleichen Augen und das gleiche Getue – wie der Hitler – ganz gleich. Wenn dich der angeschaut hat mit seinen eiskalten Augen, hast du eine Gänsehaut am Rücken gekriegt und geglaubt, sein Blick geht dir durch und durch wie glühende Pfeile. Du hast den Blick nicht aushalten können. Dem ist auch immer alles zu langsam gegangen, und alles hat müssen nach seinem Schädel gehen. Immer hat er nur geschrien und alle herumkommandiert. Alle sind ihm aus dem Weg gegangen, dem Streithammel ... Gott sei dank – hätt' ich bald gesagt – ist er bald gefallen, in Galizien oben, sonst hätte er uns alle zur Sau gemacht und uns ins Verderben geführt.» Und nach einigem Nachdenken: «Aber eine Schneid' hat er gehabt, sell muss man ihm lassen – mit gezogenem Säbel und aufrecht ist er vorausgestürzt. Beim ersten Angriff gegen die Russen ist er schon gefallen.»

Alle drei schwiegen sie nachdenklich.

Die beiden Burschen verstanden die Welt nicht mehr.

Es war ihnen, als wenn die Säulen, die ihre Welt trugen, zu wackeln und zu bersten begännen. Der Jörgl ergriff wieder die Chiantiflasche, entkorkte sie und fragte: «Darf ich noch einmal?» Die beiden Buben nickten nur mit dem Kopf.

«Wisst ihr, was ich euch noch sag?» begann schliesslich der Jörgl wieder zu reden und stellte die Flasche in den Schnee: «Der Hitler ist nicht ganz beianand – oben im Kopf. Der ist krank, der arme Teufel! Den müsste man ins Irrenhaus nach Pergine bringen, sell sag ich euch, und nicht herumkommandieren lassen.»

«Geh, jetzt hör aber auf, Jörgl! Narrisch bist schon du, wenn du so was glaubst; oder hast du zuviel Wein gesoffen – verträgst ihn halt auch nimmer!» sagte der Toni, und das Peppele fuhr fort:

«Sei froh, dass dich niemand hört, da heroben am Rosskopf, sonst würden sie dich einlochen oder dich nach Pergine bringen.»

«Na, na», antwortete der Jörgl, «der ist nicht ganz beinand, sell sag ich euch, der ist krank, der könnte einem direkt leid tun. Wie der schreit und gestikuliert, wenn er redet – fast wie der Mussolini. Und in seinem Blick, da ist etwas, was mir nicht gefällt. Ein eiskaltes Geschau, wie unser Hauptmann in Galizien. Der Mann ist ja g'scheit, sell muss man ihm lassen, g'scheit ist er, alle fallen auf ihn eini, aber krank ist er allemal, sell sag ich euch, er müsste behandelt werden, oder eingesperrt in Pergine unten.»

«Na, na, Jörgl, da hast du nicht recht», sagte der Toni, «schau nur einmal, wie ihm alle zjubeln, wie alle begeistert sind, wie alle auf ihn hoffen und an ihn glauben. Er ist der Retter Deutschlands. Er vereinigt alle Deutschen in einem einzigen Reich. Was ist da Schlechtes dabei? Nichts! Es muss so sein, und es wird so sein! Warum können alle anderen Völker, die Walschen, die Franzosen, die Spanier, die ... die ... wie sie halt alle heissen, in einem Reich vereinigt sein und nur wir Deutsche nicht? Warum das? Warum? Frage ich! Haben wir nicht auch das Recht, beieinander zu sein in einem einzigen Reich, mit einem von uns gewählten Kaiser oder König oder von mir aus Führer? Ha? Warum lei wir nicht? Du wirst schon sehen, dass uns der Hitler auch noch holt, auch wenn er etwas anderes geschrieben hat. Oder sind wir schlechter als die anderen, die Sudeten, die Balten, die Österreicher?»

«Na, schlechter sind wir nicht», erwiderte der Jörgl, «das sind wir gewiss nicht. Aber zu wenige sind wir, zu klein ist unser Land, und zu gross ist Italien. Wir Südtiroler sind nun einmal ein Zwergele-Volk mit einem Zwerg als König, der in seinem Rosengarten, hinter den Bergen versteckt hockt und zaubert. Was soll der Hitler mit uns Zwergelen anfangen? Wir können noch so schreien und hupfen, wir bleiben alleweil Zwergelen. Das einzige, was wir tun können, ist sticheln und stechen wie eine Bremse, aber wenn wir nit höllisch aufpassen, reissen sie uns den Stachel auch noch aus.»

Der Jörgl zündete sich eine Zigarette an. Dem Toni und dem Peppele ist der Vergleich mit den Zwergelen und dem König Laurin

schmerzhaft unter die Haut gedrungen. Sie waren sprachlos. Dann fuhr der Jörgl fort:

«Der Mussolini ist der einzige Verbündete, den der Hitler hat, dem kann er nicht ein Stück Land wegnehmen.»

«Sell geht freilich nicht», mischte sich das Peppele ein, das sich nur langsam vom Zwergel-Schock erholte. «Wegnehmen wird er es ihm nicht können, aber schenken wird ihm der Mussolini das Südtirol, sell wirst du sehen.»

«Geh, red doch keinen Unsinn», wies ihn der Jörgl zurecht. «Schenken, dass i nit lach'. So weit geht die Freundschaft auch nicht. So was hat es noch nie gegeben und wird es auch nie geben.»

«Dann wird er sich Südtirol auf eine andere Weise holen. Schlau genug ist er ja», sagte der Toni, «und – du wirst sehen, dass es gar nicht mehr so lange dauert – wir sind frei.»

«Na, na, Buben, so einfach ist es nicht», erwiderte der Jörgl, «es wird noch sehr lange dauern und viel Wasser den Eisack hinunterrinnen, bis wir frei sein werden. Viel werden wir noch leiden müssen, vielleicht auch viel bluten. Und geschehen kann es nur durch unsere eigene Kraft, durch unseren eigenen Willen und mit viel Glück. Niemand wird uns dabei helfen – niemand –, am wenigsten der Hitler, das ist sicher.»

Bekommenes Schweigen erfüllte die Luft. Für die Buben war es plötzlich nicht mehr so schön, hier heroben am Rosskopf. Die Sonne schien nicht mehr so hell und warm. Es war, als hätten sich dunkle Wolken vorgeschoben. Die Tautropfen an den Eiszapfen fielen nicht mehr so lustig zu Boden. Der Mund war trocken geworden, die Sonnenbräune des Gesichts interessierte sie nicht mehr. Der Gedanke, Südtirol könne für Hitler zu unbedeutend sein, um es zu befreien, war für die beiden Buben ein unverständlicher Gedanke, den man gar nicht erst weiterdenken durfte, den man von sich reißen und möglichst rasch überhaupt und vollkommen vergessen musste.

Langsam erhob sich der Jörgl, stellte den Schemel wieder in die Hütte zurück, schulterte sein Gewehr und sagte:

«Ich muss jetzt gehen, Buben, pfiat euch und Vergelt's Gott für den Wein. Ich weiss nicht, was zu wünschen wäre: Dass es so kommen soll,

wie ihr glaubt und ihr euch wünscht, dass es wird, oder ob ich recht haben sollt. Ich weiss wirklich nicht, was gescheiter und besser wäre – ich weiss es nicht. Niemand weiss das, niemand kann das sagen, was besser wäre.» Er zog seinen Bergstock aus dem Schnee und wandte sich zum Gehen:

«Wie immer es aber auch weitergehen wird», sagte er langsam und leise, wie zu sich selbst, «schöne Jahre werden es auf gar keinen Fall. Wir werden auf alle Fälle, so oder so, die Beschissenen sein, sell ist gewiss. So oder so! Pfiat euch.» Er umfasste entschlossen den Bergstock, rückte das Gewehr auf der Schulter zurecht und verschwand im Wald.

Die beiden Buben blieben sprachlos und benommen sitzen. Sie starrten vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Es war ihnen elendiglich zumute. Sie wussten nicht mehr aus noch ein. So, als wenn der Weg, den sie bisher hoffnungsvoll, heiter und zuversichtlich gegangen waren, sie plötzlich an einen tiefen grauenhaften Abgrund geführt hätte. Sie spürten plötzlich das schaurige Gefühl, führerlos im dichten Nebel, in unbekanntem, gefahrvollem Gelände umherzuirren. Für einen Moment glaubten sie, dass die Welt überhaupt zusammenbrechen müsste, und dass sie ohne Hoffnung auf Rettung ins Verderben stürzen würden.

«Der ist ja narrisch», hauchte endlich das Peppele mit zitternder Stimme.

«Und wenn er doch recht hätte?» fragte der Toni.

«Ja dann ...», sagte das Peppele und wusste nicht mehr weiter.

«Ja, was dann ...?» fragte wieder der Toni.

«Ich weiss auch nicht, was dann wäre!» schrie das Peppele zornig.

«Ja, meinst du, ich weiss es, was dann wäre?» gab der Toni gereizt zurück, «ich weiss es auch nicht.»

«Na, siehst du», ereiferte sich das Peppele, «deswegen kann es das gar nicht geben – und es gibt es auch nicht –, schon weil es das gar nicht geben kann. Der Jörgl wird schon sehen, wie schnell das gehen wird, und wir frei sind. Und grad jubeln und freuen werden wir uns, wenn der Hitler im Radio verkünden wird: ‚In diesem historischen Augenblick kehrt Südtirol heim ins Reich‘. Da wird er dreinschauen, der Jörgl, der Trottel.»

«Ja, schon», antwortete besonnen der Toni und schnürte seine Skischuhe zu, «aber wenn er doch recht hätte, und der Hitler uns wirklich nicht will?»

Das Peppelle war aufgestanden und verstaute die leere Chiantiflasche und das vom Aufstieg verschwitzte Hemd im Rucksack.

«Weisst du, was ich dir dann sage: Wenn der Hitler uns wirklich nicht will, dann mag ich ihn auch nicht, dann könnt ich ihn grad umbringen!»

Erschrocken hielt er in seiner feurigen Rede inne. Ängstlich schaute er sich um, ob es irgendwer gehört hatte. Was hatte er gerade für eine Todsünde begangen! Wie konnte ihm überhaupt so ein Gedanke kommen!

«Da siehst du einmal, wohin so ein blödes Gerede vom Jörgl führt», sagte er dann zum Toni gewandt, der schon seinen Rucksack gepackt hatte und gerade die Stube kehrte. «Direkt zum Mord tät' er uns aufstacheln – und noch dazu unseren Führer!»

«Ja, du hast schon recht», sagte der Toni, «wenn der Hitler wirklich so gemein und falsch ist, wie der Jörgl glaubt, dann könnte ich ihn auch erschlagen, den Hitler.»

Schweigend machten sie die Hütte sauber, sperrten die Tür gewissenhaft zu und schnallten die Skier an. Die gute Stimmung, mit der der Tag begonnen hatte, war dahin. Plötzlich waren sie beide übler Laune geworden; sie fanden keine Freude mehr am schönen Tag und am geliebten Rosskopf. Sie wollten heim und an was anderes denken. Aber der Zweifel war nun einmal in ihren Herzen, und sie begannen die ganze Lage von einer anderen Seite zu betrachten: kritischer und aufmerksamer.

So sehr sie sich auch bemühten, das Gespräch am Rosskopf zu vergessen und aus ihrem Bewusstsein wegzuwischen, ganz konnten sie den Gedanken, Hitler verschmähe Südtirol, nicht mehr loswerden. Immer wieder mussten sie daran denken.

«Und wenn doch der Jörgl recht hat?»

«Und wenn der Hitler tatsächlich verrückt ist?»

«Und wenn uns der Hitler wirklich nicht will?»

Sie besprachen mit niemandem ihre Zweifel. Niemandem vertrauten sie ihre geheimsten Gedanken an. Sie hatten nicht den Mut dazu;

man würde sie zu Defätisten stempeln, sie des Verrates am Volke bezichtigen, sie austossen aus der Gemeinschaft, in der sie nun einmal so warm eingebettet waren, und in der alle an Deutschland und an Hitler, der es verkörperte, glaubten; in den alle ihre ganze Hoffnung setzten, wer immer er auch sei, was immer er auch geschrieben haben mochte; ob Engel oder Satan, ob Genie oder Narr: Er war Deutschland, und nur von Deutschland konnte Hilfe kommen.

«Wie könnt ihr Lausbuben es wagen, an Hitler zu zweifeln?» würde man ihnen vorwerfen. «Wollt ihr gescheiter sein als das deutsche Volk? Seht nur, wie er die Ungerechtigkeiten und Demütigungen, die dem besiegten Deutschland auferlegt wurden, abzuschütteln beginnt, und wie er das deutsche Volk aus der Misere, aus der Arbeitslosigkeit und aus der Verzweiflung herausführt und ihm das verlorene Selbstvertrauen und die Selbstachtung wieder zurückgibt!»

«Aber was wollt ihr Kinder schon davon verstehen?» würde man ihnen sagen. «Ihr müsst Vertrauen haben, sonst nichts, und ihr werdet sehen, dass er auch unsere Ketten sprengen wird, mit Blitz und Donner, wenn es sein muss, und uns auch in das grosse Deutsche Reich holen wird, wie alle anderen Volksdeutschen.»

«Euch müsste man am Scheiterhaufen verbrennen oder zumindest ins Irrenhaus stecken, und nicht den Hitler.»

«Oder wollt's ihr, dass alles so bleibt, wie es jetzt ist?»

«Die Walschen Herren in unserem Haus? Wollt ihr die schwarze Pfoat (Hemd) anziehen müssen und Balilla werden?»

«Wer hat euch erzählt, dass Hitler Südtirol nicht will?» würde man sie fragen. «Wer ist der Trottel?»

Wenn man nicht an ihn glauben kann, auf ihn hoffen kann, was dann? ... Ja ... was dann? Ja, dann könnte man so einen Menschen auch hassen, man könnte sogar seinen Tod wünschen. Ja, man könnte ihn sogar selbst umbringen wollen, wenn man feststellen müsste, dass er ein Verräter am Südtiroler Volk ist. Wenn man erkennen müsste, dass er die Besten schamlos auf dem Opferstock politischer Opportunitäten opfert und sie nur als Handelsobjekt seiner politischen Manipulationen verwendet.

Aber all diese Gedanken wurden ins Unterbewusstsein verdrängt, und die beiden Buben wurden allsbald wieder vom allgemein herrschenden Begeisterungstaumel, der eine baldige Befreiung Südtirols vom italienischen Joch voraussah, erfasst und aufgesogen.

Alles fieberte dem bevorstehenden Besuch Hitlers in Rom entgegen. Alle warteten auf das erlösende Wort des Führers, alle hängten ihr Schicksal an den dünnen Faden der Hoffnung.

Alle hofften, wenn auch niemand so recht daran glaubte.

Ausflug nach Tschöfs

Es war Sonntag. Einige Jahre nach dem «Attentat» auf Mussolini. Das Tonele schickte sich an, zum Toni zu werden. Aus dem mageren und schlaksigen Lausbuben würde sich bald schon ein strammer junger Bursch mit sportlich trainiertem Körper entwickeln. Das naturgewellte schwarze Haar, von einem scharfen linken Scheitel getrennt, umrahmte die hohe Stirn. Eine gerade Nase und glänzend weisse Zähne vervollständigten das harmonisch schöne Gesicht, aus dem zwei immer fröhliche, leuchtende Augen mit ehrlichem Blicke sprühten. Ein leichter Flaum um das Kinn und auf der Oberlippe würde ihn bald zur regelmässigen Rasur zwingen.

Das Peppele war immer noch das Peppele und immer noch eher rundlich, um nicht dicklich zu sagen. Sein Gesicht war immer noch durch die dicken Wangen gekennzeichnet. Und doch waren auch schon an ihm Anzeichen zu erkennen, dass er bald den Kinderspeck verlieren würde. Sein widerspenstiges Haar hing ihm immer noch faustdick über die Stirn in das linke Auge und brachte seinen Vater schier zur Verzweiflung.

«Der Bub wird noch anfangen zu schielen, wenn er immer nur aus einem Auge schaut!» donnerte der Vater. Aber alles Schimpfen half nichts; Peppeles schwere Haarpracht war nicht zu bändigen. Er trug sie auch im Sommer wie eine russische Fellmütze. Selbst die ganze Gewandtheit des Haarkünstlers Eckel, der es sogar mit Dauerwellen versuchte, reichte nicht aus, dieses widerspenstigen Kopfputzes Herr zu werden. Der einzige Weg, der letztendlich auch gegangen wurde, schien der, den Kopf einfach kahl zu scheren wie bei Schafen. Aber auch dieser Eingriff erwies sich als ungeeignet und nutzlos, denn schon nach kurzer Zeit wuchsen die struppigen Haare noch dichter und stärker nach als vor der Schur.

Wenn auch in seinem Milchgesicht noch keine Anzeichen eines Bartwuchses wahrzunehmen waren, so deutete doch seine heutige Kleidung an, dass er kein Kind mehr war oder er es zumindest nicht mehr sein wollte. Er trug keine kurze Lederhose mehr, sondern eine modische, vom Herrenschneider Delfauro angefertigte weite und lang überfallende Knickerbockerhose.

Es war Ostersonntag, und die Wiesen fingen an zu grünen. An den kleinen Bächen, die in grosser Anzahl das Schmelzwasser vom Rosskopf zum Eisack brachten, leuchteten die Weiden in ihrem silberglänzenden Palmkätzchenschmuck. Da und dort waren noch Schneeglöckchen zu sehen, und bald schon würden auch die ersten gelben Himmelschlüssel erblühen.

Die beiden Buben spazierten vom Stadtpark aus über die Wiese in Richtung Tschöfs, wo sie – vielleicht – eine gute Märende erwarten würde. Sie hatten diesen etwas längeren Weg durch Wald und Wiesen gewählt, um die Schnelligkeit ihres deutschen Schäferhundes Persi mit der Uhr zu stoppen. Der Toni hielt den Hund mit dem Halsband fest, während das Peppele mit hundert grossen Schritten die Strecke abmass, die der Hund zu bewältigen hatte. Dann rief Peppele den Hund zu sich und klopfte dabei mit beiden Händen auf seine Oberschenkel. Das war das Zeichen für Toni, den Hund loszulassen. Das Peppele drückte auf die Stoppuhr, und der Persi hetzte, von anspornenden Rufen begleitet, los. Sobald ihn der Hund mit freudigem Gebell ansprang, stoppte er die Uhr und zählte die Sekunden. Auch seine Sprungkraft wollten sie testen. Dabei liessen sie den Hund über einen Zaun oder einen Stock springen, den sie für jeden Sprung ein bisschen höher hielten.

Endlich erreichten sie Tschöfs und das Gasthaus Ralser, das als Attraktion eine Kegelbahn auf zu weisen hatte.

«Da kommen zwei schneidige Burschen daher!» rief der Senner Jörgl, als er die zwei Buben mit ihrem Hund daherkommen sah. «Kommt her und stellt uns die Kegel auf:»

«50 Centesimi die Stund' geben wir euch», fiel der Platzer Karl ein, «das ist viel Geld.»

«Na, gar so viel ist es nit», antwortete der Toni.

«Das ist gerade ein Gelati beim Deppi», liess sich auch das Peppele hören.

Nun, sie einigten sich auf eine Lira pro Stunde für jeden.

Das Spiel konnte beginnen. Die Kugel rumpelte über die Bahn, und die gedrechselten Kegel fielen um, dass es eine Freude war.

Nachdem sie vier Partien gespielt hatten, gingen sie allesamt in die Wirtsstube, denn es wurde schon kühl im Freien. In der gemütlichen

Wirtsstube sassen sie nun alle um den grossen Tisch herum und marendeten mit Speck, Hauswurst, grauem Käse und hartem, frisch gebrammeltem Bauernbrot. Dazu tranken sie einige Liter Rotwein, um das Ganze hinunterzuspülen. Für die Buben gab es eine schöne Portion Maibutter (geschlagener Rahm mit Kakaopulver und Zucker). Und wie es nun einmal so üblich war, kam nach längstens zehn Minuten das Gespräch auf den Krieg. Ein Gespräch, das stundenlang andauern konnte. Es war ein unerschöpfliches Thema, ein nie versiegendes Reservoir von Erinnerungen. Die meisten hatten ihn persönlich erlebt, der eine bei den Kaiserjägern, der andere bei den Kaiserschützen. Ein jeder war mehr oder weniger schwer verwundet worden, jeder wusste etwas aus eigener Erfahrung zu erzählen. Die beiden Buben interessierte das alles überhaupt nicht mehr, zu oft hatten sie diese Geschichten schon gehört. Sie hörten wohl zu, weil es nichts anderes zu tun gab und weil sie noch mit dem Löffeln ihrer Maibutter beschäftigt waren. Aber der Krieg war für sie vor zu langer Zeit gewesen; die Russen ein exotisches Volk, das sie nicht kannten, Galizien ein fremdes grässliches Land, das nicht einmal auf ihren Landkarten im Schulatlas aufschien. Etwas anderes war es, sobald das Gespräch der Alten auf die Südfront, auf die Kämpfe in den Dolomiten und im Ortlergebiet fiel. Da konnten sie sich etwas darunter vorstellen. Es war ihre Heimat, ihr Südtirol, das da verteidigt wurde. Der Feind, das war der Italiener, den kannten sie, sie wussten, wie er aussah, wie er sprach und wie er sich nun als Herr in ihrem Lande aufspielte. Aber solange man von Russland und von Galizien sprach, war ihr Interesse eher gering. Sie hörten nur gelangweilt zu, und wenn sie nicht gerade Maibutter löffelten, mussten sie ständig das Gähnen unterdrücken. Und doch hatten sich in ihrem Hirn unauslöschlich gewisse Namen eingepägt, die sie nie vergessen würden: Tarnow, Gorlice, die Karpaten, Przemysl, Dunajec, San, Dnjepr waren für sie Begriffe geworden, die sie automatisch mit heldenhaften Kämpfen ihrer Väter gegen zehnfache Übermacht in Verbindung brachten.

«Ich weiss nit, was wir an dem dreckigen Galizien gefressen haben», sagte gerade der Mayer Joggl, «ich möcht nit aufgemalen dort leben. Der Dreck überall in den Häusern; da ist mein Stall daheim sau-

berer! Und das Gesindel, das stinkige. Alle sind verlaust, versoffen und verdreckt. Nichts als wie verraten haben sie uns alleweil, die Hurenböck! Na – aber wir Deppen haben sie nicht alle vertreiben und die Häuser aus Kuhmist und Letten verbrennen dürfen. Na – haben sie gesagt, das sind auch k. u. k. Untertanen, genauso wie wir. Dass ich nit lach', die sind alleweil mehr russisch als österreichisch gewesen.»

«Sell hasch recht», antwortete der Sparber Karl. «Aber die fette Erden, die das verwanzte Gesindel dort hat, die täte mir gut passen. Wenn i denk, dass ich jedes Jahr die Erde mit dem Buggelkorb auf die steilen Felder auftragen muss, und dass ich zum Mähen fast Steigeisen anziehen müsste, während sie nur ihren Senf mit dem Daumen in die Erde hinein zu drücken brauchen und es wächst alles wie verrückt, dann krieg» ich schon an Grant.»

«Ja, ja, aber trotzdem ist das ganze Land keinen Mann wert. Wie viele sind gefallen dort oben. Wenn ich denk, wie wir aussie gezogen sind ins Feld, singend und mit der Regimentsfahne voraus, die Offiziere mit gezogenem Säbel! Die Russen waren gut getarnt und eingegraben und haben uns abgeknallt, bevor wir sie überhaupt gesehen haben!»

«Hast recht, aber gehasst habe ich die Russen eigentlich nie. Das waren die gleichen armen Schweine wie wir. Sie haben auch nicht gewusst, warum sie kämpfen und fallen müssen. Das ist gegen die Walschen ganz was anderes gewesen. Die haben unsere Heimat kassieren wollen, die sind uns in den Rücken gefallen, gerade dann, als alle unsere besten Divisionen zusammen mit den Deutschen unter Mackensen dabei waren, den Russen den Garaus zu machen. Weisst du noch, Anfang Mai 1915, die Durchbruchsschlacht von Gorlice? Und gerade da haben uns die Walschen den Krieg erklärt, haben uns angegriffen, haben Südtirol erobern wollen! Nicht nur Trient und Triest, nein, auch ein Stück Österreich haben sie erobern wollen.»

«Und trotzdem haben sie Südtirol nit erobert. Keinen Fussbreit Tiroler Boden haben sie erobert, nicht einmal, wie nur ein paar alte Standeschützen, Mander und Rotzbuben die Grenze verteidigt haben, bis wir Kaiserjäger von Galizien gekommen sind.»

«Ja, zumindest das, was von uns noch übriggeblieben war. Wir haben ja enorme Verluste gehabt, da oben in Galizien, ganze Regimenter sind verheizt worden. Schon im Herbst 1914 war das ganze aktive Heer auf gerieben gewesen. Wir haben ja damals nicht einmal Spaten gehabt zum Eingraben. Und die Russen sind in Schützengräben gelegen und hinter Stacheldraht. Das hatten sie von den Japanern gelernt. Und dann der Rückzug! Alleweil zurück haben wir müssen, langsam, aber alleweil zurück. Und das sage ich dir, mein lieber Freund, der Rückzug, das ist das Schlimmste. Solange es vorwärts geht, verträgst du alles, alle Strapazen, alle Mühen, alles, aber wenn man zurück muss und hinten keine ausgebauten Stellungen hat – sell isch hart!»

«Ja, aber noch ärger war der Verrat in den eigenen Linien», sagte der Pacher Luis.

«Ich weiss noch, es war im März, saukalt, Regen und Schnee, und keinen trockenen Fetzen mehr am Leib haben wir gehabt. Alleweil haben wir gestürmt. Es war bei Sekowa – a so ein vermaledeites galizisches Dorf. Fünf Tage lang und fünf Nächte haben wir fortwährend gekämpft, gestürmt, uns eingegraben, wieder gestürmt, wieder marschiert, wieder geschossen. Kaum dass uns die Feldkuchel nachgekommen ist – und wenn wir etwas zum Essen gekriegt haben, dann war die Menage meistens kalt. Gott sei Dank hat es wenigstens ab und zu einen Glühwein gegeben, der hat dich wieder aufgerichtet.

Endlich, nach einer durchfrorenen Nacht, ist Ablösung gekommen. Das tschechische Infanterieregiment Nr. 28 hat unsere Stellung bezogen, und wir sind ins Ruhequartier marschiert. Aber was soll ich dir sagen, du wirst's nicht glauben, wir waren kaum in unserem Quartier – eh' nur verlauste und verdreckte Hütten, aber wenigstens a Dach über dem Kopf und a stinkiges Stroh zum Hinhalten –, da kommt der Befehl: Auf, auf, marsch, kehrt euch, zurück marsch! Und wir müssen wieder in die alte Stellung einrücken, weil das ganze tschechische Regiment, diese verfluchte Hurenbande, die dreckige – zu den Russen übergelaufen ist! Sell sag ich dir! Eine Wut haben wir gehabt! Wenn wir nur einen von den Tschechen erwischt hätten, den hätten wir mit dem Gewehrkolben in den gefrorenen Boden einigestampft!»

«Recht hast», sagte der Jörgl und schenkte die Gläser voll, «ein Verrat ist schlimmer als die feindliche Artillerie; vor der kannst du dich noch schützen, ein Verrat ist ärger als ein russisches MG, oder wenn die Moscali mit aufgepflanztem Bajonett – erinnerst du dich noch: das dreikantige schmale – auf dich zukommen. Du siehst den Feind, da kannst du dich wehren, aber wenn dir ein vermeintlicher Kamerad das Messer in den Rücken rennt – sell isch arg, sell sag ich dir.»

«Ja weisst du», mischte sich nun der Rienzner in das Gespräch ein, «wir haben es viel schwerer gehabt als die Deutschen. Die waren ein einziges Volk und hatten eine einzige Sprache und ein einziges Heer. Bei uns, in unserer k. u. k. Monarchie hat es gleich vierzehn verschiedene Völker gegeben und in unserem Heer sind auch noch zehn verschiedene Sprachen gesprochen worden. Da ist es leicht verständlich, dass es zum Verrat gekommen ist.»

«Aber am ärgsten hat mich schon der Verrat der Walschen geärgert», antwortete der Jörgl. «Die haben nicht die österreichische Monarchie abschütteln und als Nation selbständig werden wollen wie die Tschechen, die Kroaten, die Serben, die Ungarn und all die anderen, nein, die Walschen haben ein Stück Österreich wollen.»

«Ich weiss noch, wie ich das erstmal gehört hab’, dass uns die Walschen in den Rücken fallen wollen», sagte Rienzner. «In Galizien oben ist es gewesen. Wir haben Nachschub gekriegt von der Heimat. Und die Neuen haben uns erzählt, dass Italien wackelt und wahrscheinlich gegen uns gehen wird. Damals haben wir alle gesagt: Da müssen wir schnellstens heim. Es sind ja nur alte Kracher und junge Lallen dahoam, wie sollen diese die Heimat verteidigen?» «Das haben wir damals fast nicht glauben wollen», sagte der Jörgl, «dass uns die Walschen wirklich verraten. Aber die Neuen haben erzählt, dass sie schon in London mit den Engländern und den Franzosen verhandeln und diese ihnen mit nur Görz und Triest, sondern auch ganz Südtirol versprochen haben. Und wir stehen hier in den Karpaten, am Ende unserer Welt, und kämpfen gegen die russische Dampfwalze, die unbedingt nach Ungarn hinein will. Wir haben Ungarn damals verteidigt gegen die Russen.

Nicht sind sie hineingekommen in die Puszta, aber sie, die Ungarn, haben uns dann in Italien unten verraten, haben gemeutert und sind einfach von der Front davongelaufen. Wir haben schon im März 1915 gemerkt, dass Österreich allein mit Russland nicht fertig werden wird, die haben ja zehnmal mehr Soldaten als wir gehabt. Das «Hurrah»-Schreien und Stürmen mit wehender Fahne, Marschmusik und gezogenem Säbel, das ist uns bald vergangen. Für Gott, Kaiser und Vaterland ist unser bestes Blut in Galizien und in den Karpaten zugrunde gegangen: Auch Przemysl hat sich ergeben müssen. Die Russen haben uns angegriffen in zehn, fünfzehn Reihen hintereinander, und wir haben alle vier, fünf Meter einen Mann gehabt – und dahinter nix!»

Rienzner schwieg und wutzelte (drehte) sich gedankenverloren eine neue Zigarette.

«Wenn uns damals nicht die Deutschen zu Hilfe gekommen wären, wir hätten die Russen in den Karpaten nicht mehr lange gehalten», fuhr er dann fort.

«Sell wohl, Franz, das ist wahr», sagte der Jörg, «das haben wir auch gesagt. Und gerade froh sind wir gewesen, wie dann die Deutschen gekommen sind und der Mackensen die Führung übernommen hat. Mit neuem Geist haben wir mit den Deutschen zusammen gestürmt. Wir wollten nicht schlechter sein als sie. Und wir haben gezeigt, was es heisst, Kaiserjäger zu sein. Wenn es uns auch viel Blut gekostet hat, aber bei Gorlice, da sind wir zusammen mit den Bayern und Hessen durchgebrochen und haben die Russen zusammengeschlagen, dass sie sich nicht mehr erholt haben.»

«Ja, aber die Deutschen waren genauso froh, dass wir die russische Dampfwalze in den Karpaten aufgehalten haben und sie nicht durchbrechen haben lassen. Die Russen haben ja gemeint, mit uns Österreichern werden sie eher fertig und rennen in einem Zug nach Budapest und Wien. – Haben sie g'meint, die Russen, nichts ist daraus geworden!»

«Bei Gorlice ist mein Papa auch dabeigewesen», meldete sich jetzt das Peppele, das bisher aufmerksam den Erzählungen der alten Krieger zugehört hatte. Das Wort Gorlice war für ihn zu einem festen Begriff

geworden, auch wenn er sich nichts darunter vorstellen konnte, aber er hatte den Namen oft in Erzählungen von seinem Vater gehört.

«A woll sell?» fragte der Rienzner, «wieso weisst du denn das?»

«Weil mein Papa bei Gorlice einen Kopfschuss gekriegt hat. Er hat heute noch am Kopf oben eine Furche, dass man einen Bleistift hineinlegen könnte.»

«Ach so», antwortete der Rienzner.

«Mein Papa ist Kaiserjäger gewesen, das weiss ich gewiss», fuhr das Peppelle fort und warf sich voll Stolz in die Brust.

«Ja, dann kannst du auf deinen Vater schon stolz sein. Wo die Jäger gestanden sind, da war kein Durchkommen», sagte der Jörg, dann fügte er hinzu: «Geht's, Mander, hören wir auf zum Kriegführen und Diskutieren, das hilft ja eh' nix mehr. Den Krieg, den haben wir nun einmal verloren, und kein Mensch fragt uns, wie und warum und für was wir gekämpft haben.»

«Ja, so ist es», antwortete der Rienzner, «aber die jungen Buben sollen nur wissen, wie es bei uns damals gewesen ist. Warum wir den Krieg verloren haben und wieso Südtirol heute Italien gehört. Sie sollen nur hören, dass wir die ganze Welt gegen uns gehabt haben, nicht nur die Italiener. Und sie sollen sich merken, dass wir keine Schuld daran haben, wenn sie die Balilla-Uniform anziehen müssen. Wir haben die Heimat ehrlich verteidigt, und nur ein demütigender Friedensvertrag hat uns den Italienern gegeben. Ein neuer Krieg wird den Buben ja eh' nit erspart bleiben, aber vielleicht geht es ihnen dann besser als uns!»

«Wir müssen jetzt gehen», sagte der Toni, die Pause im Gespräch der Männer ausnützend.

«Wir müssen noch die Maibutter zahlen.»

«Lasst nur gut sein», sagte der Reisner, «den spendiere ich euch, ihr seid ja auch zwei kloane Kaiserjäger.»

«Vergelt's Gott», dankten die Buben und machten sich auf den Heimweg.

Es war bereits Nacht geworden, als die zwei Burschen den Hohlweg, der von Tschöfs in weitem Bogen zur Brennerstrasse hinunterführt, entlangstolperten.

«Meinst du auch, Toni, dass wir einmal einen richtigen Krieg führen müssen?» fragte das Peppele den Freund.

«Möglich ist es schon», antwortete der Toni, «aber wo und gegen wen wir kämpfen werden, das weiss ich auch nicht.»

«Vielleicht gar als Alpini gegen die Österreicher», sagte das Peppele, und der Gedanke, einen Alpinhut an Stelle eines Kaiserjäger-Kappels mit dem Edelweiss tragen zu müssen, liess ihn erschauern.

«Ich weiss auch nicht, was sein wird. Ich kenn' mich auch nicht mehr aus», sagte der Toni.

Schweigend gingen sie durch die Nacht und warteten auf ein Licht, das sie durch die Dunkelheit führen würde.

Das Vermächtnis

Der Frühling war heuer sehr langsam ins Land gekommen. So schön sonnig der März war, der den Schnee frühzeitig zum Schmelzen gebracht hatte, so kalt und regnerisch war der ganze April gewesen. Nur zaghaft war die Blüte vorangeschritten, und die vielen Vergissmeinnicht und Himmelschlüssel längs der Wiesenbäche, die in eiligem Laufe den Eisack zu erreichen versuchten, waren heuer kümmerlich gesprossen, oder man hatte sie wegen der kaltnassen Witterung erst gar nicht gepflückt.

Jetzt aber, seit ein paar Tagen, wehte ein leichter und warmer Südwind, und die Sonne, wenn sie nicht gerade von vorüberziehenden Wolken verdeckt war, schien kräftig und warm. Die Kastanienbäume trieben vorsichtig ihre Blütenkerzen aus, und auch vereinzelt Maikäfer schwirrten schon in den Bäumen herum. Der Mai, der langersehnte Mai war endlich gekommen und setzte dem langen, kalten Winter ein Ende.

Das Peppele und der Toni waren keine Kinder mehr. Sie waren zu strammen Burschen herangewachsen. Und dass dem so war, merkte man nicht nur am leichten Bartflaum, bei einem mehr, beim anderen weniger, der an der Oberlippe und um das Kinn herum zu spriessen begonnen hatte und beinahe schon wöchentliche Rasur erforderte, sondern es hatten sich auch ihre Gepflogenheiten und ihre Interessen grundlegend geändert.

Vor zwei Jahren noch war es für sie das Höchste, wenn sie als Ministranten bekleidet, mit weissem Messgewand und rotem Kragen auf den Altarstufen kniend, mit dem Herrn Pfarrer zusammen den abendlichen Maiandacht-Rosenkranz vorbeten durften. Die Aufgabe, die Kerzen am Altar anzuzünden und auszulöschen, erfüllte sie mit Stolz, und sie oblagen dieser Tätigkeit mit Würde. Nach der religiösen Funktion hatten sie auch mit Hingabe der profanen Gepflogenheit des Fliederstehlehs gefrönt.

Jetzt aber waren diese Kindereien vorbei, jetzt zogen sie es vor, nach der Maiandacht in der neuen leicht karierten Knickerbockerhose die Hauptstrasse auf- und abzufanieren und die Mädchen zu necken, die eingehängt und kichernd ebenfalls die Strasse entlangpromenier-



Am Vormittag zwangsweise in der «Balilla»-Uniform der faschistischen Jugendorganisation und mit dem Kampfruf «Eia, eia, allala» auf den Lippen – das war die eine, die verhasste Seite. Aber dann ging es heimlich in die Berge, in kleinen Gruppen, zu Sport und Spiel – und zum Singen der verbotenen deutschen Lieder. – Von links: Karl Gartner, Inge Goldiner (L), Irmgard Hölzl, Emmy Kiebacher (L), Hedy de Giampietro und Franz Gartner (L; gefallen).

ten. Sie wagten es noch nicht, sie anzusprechen, geschweige denn mit ihnen zusammen zu spazieren oder gar mit ihnen beim Deppi ein Eis zu schlecken. Bei Gott, nein, so weit war man noch nicht – noch nicht –, wenn auch nicht mehr viel fehlte.

Aber auch diese frivolen Tätigkeiten hatten für sie nur marginale Bedeutung. Ihr politisches Engagement war viel zu stark, als dass sie für solche Kindereien Zeit zu verschwenden hätten.

Sie stürzten sich vielmehr mit ihrem jugendlichen Eifer und mit unerschütterlicher Hoffnung auf eine kurz bevorstehende Befreiung von der italienischen Herrschaft und eine Wiedervereinigung des zerrissenen Tirol in die illegale geheime Arbeit. Und sie nahmen ihre Tätigkeit enorm ernst. Sie glaubten, ja sie waren felsenfest überzeugt, dass sie, wenn sie sich – ein paar Buben und Mädchen, mehr waren es nie – in einem entlegenen Bauernhaus trafen, deutsche Lieder sangen oder Volkstänze einstudierten, damit einen wichtigen Beitrag zur Befreiung Südtirols leisteten. Manchmal trafen sie sich, kaum mehr als ein, höchstens zwei Dutzend Buben, alle in den traditionellen Lederhosen und mit weissen Stutzen, auf versteckten Lichtungen der Wälder oder Auen, um Sport zu betreiben. Sie versuchten eine möglichst zackige Haltung und eine rigorose Disziplin zu üben, und durch strammes Auftreten ihre Entschlossenheit, für die Freiheit Südtirols zu kämpfen, unter Beweis zu stellen. Wenn es auch nur unspektakuläre, geringe und bedeutungslose Aktionen waren, die die Südtiroler Jugend beging, so war in Wirklichkeit ihre Tätigkeit von nicht zu unter schätzender Wichtigkeit. Sie trug dazu bei, in der Bevölkerung das Bewusstsein, Deutsche zu sein, wachzuhalten und zu fördern.

Der faschistische Druck auf alles, was deutsch war, nahm ständig zu. Angefangen von der Propaganda bis zur physischen Gewalt. Er wurde immer stärker, je stärker sich die Bindung des Faschismus Mussolinis mit dem Nationalsozialismus Hitlers entwickelte. Man wusste in Rom, dass Hitler kein Interesse an Südtirol hatte, und daher die Italienisierung dieser Kolonie ungestört zu Ende geführt werden konnte. Man rechnete auch nicht mit einem konkreten offenen Widerstand der Südtiroler Bevölkerung, die ja von niemandem und mit nichts unter-

stützt wurde. Deshalb waren auch das Singen deutscher Lieder, das Tragen von Lederhosen und weissen Stutzen und von Dirndl'n nichts mehr als Nadelstiche, die aber der faschistische Koloss doch als unangenehm empfand. Es war für ihn intolerabel, von der lächerlich kleinen deutschen Volksgruppe provoziert zu werden, und man war daher fest entschlossen, alle deutschen Wurzeln im Südtiroler Volk auszumerzen.

Die Monate vergingen. Das Deutsche Reich reichte bis zum Brenner, die Südtiroler wurden immer zuversichtlicher und ungeduldiger, und die Italiener immer unsicherer und vorsichtiger. Es entwickelte sich ein allgemeines Klima der Erwartung und der Gespanntheit, sowohl bei den Südtirolern als auch bei den Italienern. Die Erwartung auf Befreiung bei den einen, die Gespanntheit, wie ihr Duce das Problem lösen würde, bei den anderen.

So kam der Mai 1939 ins Land ...

Heuer war es ein ganz besonderer Monat. Würde er Südtirol die Befreiung bringen?

Der Führer aller Deutschen, Adolf Hitler, wollte nach Rom zu seinem Freund Benito Mussolini fahren und, so glaubte man im Lande Andreas Hofers, das schönste Juwel deutscher Lande in Empfang nehmen, um es einzugliedern in das Grossdeutsche Reich, als das treueste Bollwerk des Deutschen Volkes im Süden des Reiches. Niemand zweifelte mehr daran, dass es so kommen würde; die Südtiroler nicht, und selbst die Italiener – so schien es – würden sich mit dem Unvermeidlichen abfinden:

Ein historischer Mai war angebrochen.

Dann war es endlich soweit.

Er, der Führer aller Deutschen, fuhr mit einem Sonderzug durch Südtirol. An jedem Haus entlang der Bahnlinie prangte die italienische grün-weiss-rote Fahne neben der deutschen mit dem Hakenkreuz. Ein ungewohnter und erregender Anblick. An den Stationen, die der Zug ohne Halt durcheilte, standen Balilla und Jungfaschisten, Bürgermeister mit der Trikolore um den Bauch, jedweder faschistische Würdenträger, Uniformen ohne Zahl. Alle schwenkten Fähnchen, applaudierten und schrien: «Eia ... eia ... allalä ...!» Kein Südtiroler, weder Mann noch Frau, durfte sich der Bahnlinie nähern und schon gar nicht

winken. Vorsichtshalber, um jeder unerwünschten deutschen Kundgebung vorzubeugen, hatte man einflussreiche oder sonstwie verdächtige Bürger in Schutzhaft genommen. Man wollte kein Risiko eingehen, dass vielleicht gar irgendeine Südtiroler Delegation den Zug aufhalten würde, um dem Führer eine Petition oder ein Geschenk oder eine Bitte zu überreichen. Längs der ganzen Strecke, vom Brenner bis Salurn, stand auf Sichtweite italienisches Militär. Kein Südtiroler durfte sich der Bahnlinie nähern, um vielleicht durch ein Fenster des vorbeirasenden Zuges einen flüchtigen Blick des Führers zu erhaschen.

Aber all diese Massnahmen wären gar nicht nötig gewesen. Der Sonderzug brauste ohne Halt durch das Land, und die Vorhänge der Fenster waren dicht geschlossen. Der Führer würdigte Südtirol keines Blickes.

Man war wohl etwas traurig und enttäuscht über dieses Verhalten. Man hatte erwartet, dass der Führer am Fenster stehen und das Land, das er in wenigen Tagen in das Deutsche Reich heimholen würde, sehen wolle. Aber auch dieses Unterlassen verzieh man, denn man war zuversichtlich – ja sicher –, dass der Zug auf der Rückkehr von Rom in Salurn halten würde, dass der Führer dort den Zug verlassen würde und die Südtiroler ihn im Triumph bis zum Brenner geleiten würden.

Man verfolgte den Aufenthalt Hitlers in Rom von Tag zu Tag. Man lauschte am Radiogerät jeder Rede, jeder Ansprache. Jeder Trinkspruch, den die beiden Diktatoren bei den Galadiners wechselten, wurde in den Tageszeitungen studiert, in der Hoffnung, wenigstens einen Fingerzeig, einen einfachen Hinweis oder eine versteckte Anspielung auf die einzige, alle interessierende Frage über die Zukunft Südtirols heraushören zu können. Die Spannung erreichte langsam ihren Zerreisepunkt. Die Ungeduld stieg ins Unermessliche, je mehr sich der Besuch Hitlers in Rom dem Ende zuneigte.

Dann war es endlich soweit. Eine grosse Führerrede wurde angekündigt. Alle hingen am Radio, krochen förmlich hinein. Kein Wort durfte überhört werden. Die Spannung, die über dem ganzen Land lag, war schier unerträglich. Heute würde über das Schicksal Südtirols entschieden werden. Alle warteten nur darauf, aus dem Munde des Füh-

ners zu hören, «wann» Südtirol frei sein würde, niemand zog das «ob» auch nur in Erwägung.

Dann kam der unerwartete Keulenschlag, der grausamer und brutaler gar nicht hätte sein können:

«Wir beide (Mussolini und Hitler) wollen, da wir nun unmittelbare Nachbarn geworden sind, jene natürliche Grenze anerkennen, welche Vorsehung und Geschichte unseren Völkern klar sichtbar gezogen haben ... Es ist mein unerschütterlicher Wille und mein Vermächtnis an das deutsche Volk ..., dass es die von der Natur zwischen Italien und Deutschland auf gerichtete Alpengrenze für immer als unantastbar betrachte.»

Gemeiner und zynischer konnte man den Verzicht auf Südtirol nicht ausdrücken. Rücksichtsloser konnte man dies den Südtirolern nicht beibringen. Mit zwei Sätzen war das ganze Südtirolproblem vom Tisch gefegt, erledigt – ein für allemal und für alle Ewigkeit.

Es war für die Südtiroler ein Erdbeben ohnegleichen, einer Naturkatastrophe apokalyptischen Ausmasses vergleichbar. Alle Hoffnungen auf Befreiung von einem Joch, das ungerecht dem Volke auferlegt worden war, waren mit einem Mal zunichte gemacht. Mit Worten nicht zu umschreiben waren die Bitternis, die Verzweiflung, die Enttäuschung, die Hoffnungslosigkeit, die das ganze Volk überfielen.

Im Speisezimmer sass die ganze Familie von Peppele vor dem Radioapparat.

Zu Stein erstarrt sassen alle da, nur die Uhr an der Wand tickte, lauter als sonst, in der eisigen Grabesstille, die sich im Zimmer ausgebreitet hatte. Aus dem Radio dröhnte noch immer die Stimme Hitlers, doch niemand hörte mehr zu.

Urplötzlich sprang die Mutter auf, stellte das Radio ab, schleuderte zornig die Hakenkreuzfahne, an der sie gerade noch gearbeitet hatte und die sie aus dem Erkerfenster hängen wollte, in eine Ecke des Zimmers und wandte sich mit rotem Kopf an Peppele. Mit sich überschlagender Stimme und erhobenem Zeigefinger schrie sie:

«Nie wirst du ein braunes Hemd tragen – nie!! Ein rotes wirst du tragen!!»

Es war der spontane Aufschrei einer betrogenen Seele, der irrationale Protest eines gekränkten Geistes, eine präpotente Auflehnung gegen einen inakzeptablen, grausamen Schicksalsschlag, die Explosion der schmerzhaften Erkenntnis, nur der Spielball politischer Opportunität zu sein, die Rebellion und das Racheschwören einer verschmähten Liebe.

Niemand konnte die Tragweite und noch weniger die Folgen dieses Vermächtnisses ermessen und absehen. Totale Ratlosigkeit, Verzweiflung und Hilflosigkeit waren die unmittelbaren Folgen.

Nach dem ersten spontanen Zornausbruch der Mutter, die damit ihrer Machtlosigkeit gegenüber einem ungerecht ausgesprochenen Urteil mit vehementer Art Ausdruck verliehen hatte, trat wieder bedrückendes Schweigen ein. Das Radio blieb stumm. Man wollte nichts mehr hören, man hatte genug gehört.

Da sprang das Peppele plötzlich auf, ergriff seine Joppe und rannte zur Tür hinaus.

«Ich muss zum Toni!» rief der Bub und stürmte die Stiege hinunter. Im Hausgang stand am Ende der Stiege sein Fahrrad. Mit einem Satz sprang er von der vorletzten Stufe in den Sattel und trat mit voller Kraft in die Pedale. Er flitzte durch die offene Haustür und raste die menschenleere Hauptstrasse hinunter.

Da kam auch schon der Toni, sein Fahrrad unter dem Arm, aus dem Hauseingang heraus.

«Hast du gehört?» schrie das Peppele mit heisserer Stimme und bremste scharf ab. «Hast du gehört, was der Hitler gesagt hat? Der Jörgl hat recht gehabt!»

«I hab's gehört», erwiderte der Toni.

«Was tun wir jetzt?» fragte das Peppele.

«Wenn ich das wüsst!» antwortete der Toni. «Fahren wir einmal zum Willy nach Wiesen. Vielleicht weiss er was.»

Sie schwangen sich auf die Räder und fuhren in das Postgassi hinein. Mit Vehemenz traten sie in die Pedale und radelten über die Eisackbrücke zum Bahnhof. Tief über die Lenkstange gebeugt rasten sie die kleine Steigung nach dem Bahnhof hinunter und nahmen die scharfe Linkskurve, ohne zu bremsen, und brausten durch die Bahnun-

terführung hindurch. Keuchend ging ihr Atem, und Schweissperlen bildeten sich auf der Stirn.

Warum fuhren sie eigentlich, was das Zeug hielt, warum hatten sie es gar so eilig? Das wussten sie selbst nicht.

Sie hatten nichts zu versäumen, niemand erwartete sie. Aber sie mussten sich irgendwie abreagieren und ihrer Enttäuschung und ihrem aufkommenden Zorn gegen Hitler freien Lauf lassen. Die Wut, die sie im Herzen verspürten, mussten sie auf die Pedale übertragen, nur so war die masslose Hilflosigkeit, die sie verspürten, halbwegs zu ertragen.

Nach rasender Fahrt erreichten sie in Rekordzeit Wiesen und das Haus, in dem ihr Freund Willy wohnte. Sie warfen die Räder auf die Erde und sprangen über den niederen Zaun, der das Grundstück umgab; sie nahmen sich nicht Zeit zu läuten oder das Türl im Zaun zu öffnen. Während sie den Garten durcheilten und die paar Stufen zur Terrasse hinauftraten, schrien sie laut:

«Willy, Willy, mach auf!»

Der Willy war der Älteste der Freundesgruppe und nahm daher eine allgemein akzeptierte Führungsposition, gewissermassen als Erster unter Gleichen, ein. Ausserdem war er Bozner, auf Sommerfrische in Sterzing, und schon dadurch in einer privilegierten Sonderstellung. Er war ein kräftiger junger, sportlich trainierter Bursche. Er hatte sogar in seinem Zimmer einen Punchingball montiert, den er jeden Morgen bearbeitete. Sich seiner Boxkünste bewusst, war er auch kleinen Raufereien nicht abgeneigt, im Gegenteil, er provozierte sie manchmal sogar.

«Schreit nicht so, Mander», sagte Willy, indem er die Tür öffnete, «ich hab' euch schon gehört. Was ist geschehen, was ist los?»

«Der Hitler hat uns verraten», sagte der Toni keuchend und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiss von der Stirn.

«Der will uns gar nicht haben!» keuchte vor Anstrengung und Empörung das Peppele

«Wir haben es auch schon gehört. Kommt herein, da können wir besser reden», antwortete der Willy.

Sie betraten die Diele des Hauses. Dort sass am grossen runden Erkertisch der Karl und wischte sich gerade den Schweiss von der Stirn.

«Servus, Karl.»

«Heil dir, Karl», grüssten die Neuankömmlinge.

«Heil euch, Knappen!» erwiderte der Karl.

Sie setzten sich alle um den runden Tisch, der Willy holte noch zwei Gläser und schenkte aus einem blauen steinernen Krug Rotwein ein.

Während sie am Weine nippten und dazu hartes Brot knabberten, das immer und in jeder Stube am Tische stand, wurde die Führerrede in Rom besprochen. Es gab keinerlei feurige und aufgeregte Debatten, ganz im Gegenteil, Betroffenheit und Ratlosigkeit lagen schwer auf den Gemütern.

«Na, das hätte ich mir nie gedacht!»

«Na, dass so was lei möglich ist!»

«Uns a so gemein verraten!»

«Das will der Führer des deutschen Volkes sein?»

«Wie soll das nun mit uns weitergehen?»

«Die zwei Falotten tun mit uns, was sie wollen!»

Das waren die am häufigsten vorkommenden Redewendungen, die die absolute Ratlosigkeit der jungen Burschen charakterisierten. Lange Pausen traten ein, in denen man ab und zu das Schlürfen des Weines vernahm.

«Wisst ihr, wie ich mir vorkomme?» fragte plötzlich der Karl, stiess seinen Stuhl zurück und sprang auf. «Ich komme mir vor wie ein Stück Eisen, das durch das Feuer, das in mir innen drin brennt, glühend geworden ist und jetzt zwischen Amboss und Hammer so lange geschmiedet wird, bis es die Form hat, die die Herren in Rom und in Berlin wollen. Und dann, zuallerletzt, werde ich noch zum Abschrecken in kaltes Wasser gesteckt. Genau so ist mir zumute, versteht ihr das, Mander? Wie in eiskaltes Wasser getaucht, so komm' ich mir vor.»

«Recht hast», antwortete der Willy, «und genau a so, wie du jetzt geschmiedet wirst, werden wir alle, das ganze Südtiroler Völkl, geschmiedet werden, bis wir ganz plättelet sind und wir uns selber nicht mehr kennen.»

«Aber dass gerade der Hitler – unser Führer – der Hammer sein will, der uns zusammenschlägt, bis wir plättelet sind, das hätte ich nie gedacht», mischte sich auch das Peppele ein.



Am Start zu einem Damenrodelrennen in Kalch an der Jaufenstrasse (1928)

Wieder versanken sie alle in tiefes, ratloses Schweigen. Der Willy schenkte automatisch Wein nach; man hörte nur das Knacken des harten Brotes zwischen den mahelnden Zähnen.

«Es hat keinen Sinn, dass wir so ratlos und verzweifelt dasitzen», sagte endlich der Toni, und alle Augen richteten sich auf ihn.

Der Toni war der Besonnenste von allen. Er sprach nie viel, selten einen Blödsinn. Seine Argumente waren stets überlegt, fundiert und frei von Emotionen und momentanen Stimmungen oder Launen.

«Wir müssen uns überlegen, was wir tun könnten, um nicht geschmiedet zu werden», sprach er fast flüsternd, so als wären die Worte nur für ihn selbst bestimmt.

«Sollen wir eine Revolution machen, wie 1809?» wollte das Peppele wissen. Nach einer kurzen Pause fuhr er resigniert fort: «Dazu haben wir aber keine Waffen, keine Hilfe, von niemandem, und vor allem keinen Andreas Hofer, der uns führt. Die würden mit uns ganz schnell auf räumen.»

«Sollen wir nichts tun, uns einfach unserem Schicksal ergeben und Walsche werden?» rief Willy.

«Na, das auf gar keinen Fall», riefen gleichzeitig die anderen, «Walsche werden, das niemals!»

«Sollen auch diesmal die Walschen wieder Recht kriegen?» fuhr der Toni fort. «Sie haben uns im Krieg nit besiegt und noch weniger erobert. Wir wissen alle, was unsere Väter an der Front geleistet haben, um die Heimat zu verteidigen.»

Nach kurzem Schweigen schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten, und schrie mit sich überschlagender Stimme:

«Nur mit faulen Geschichten, Verrat und Zauberei haben die Walschen sich Südtirol unter den Nagel gerissen. Das Land, sell wohl, das haben sie jetzt, das hat ihnen der Hitler geschenkt, aber uns, die Leut', haben sie noch lange nit. Uns werden sie auch nie kriegen. Uns werden sie niemals derschmieden, auch nicht, wenn der Hitler der Hammer ist.»

«Hast recht, Toni, vollkommen recht!» Alle stimmten zu. «Aber was können wir tun?»

«Sell weiss ich nit, noch nit, aber es wird uns schon was einfallen. Vorläufig weiss ich nur, dass irgend etwas geschehen muss, und zwar schnell auch noch», sagte der Toni.

«Zeit haben wir genug verplempert; es wird Zeit, Mander, dass was geschieht!» rief erregt der Willy und schenkte erneut die Gläser voll.

«Der Jörgl hat doch recht gehabt», sagte das Peppele und schluckte, «und Sodbrennen hab' ich jetzt auch.» War es der Wein oder die Aufregung, die das Brennen verursachte? Wahrscheinlich beides.

«Wenn das so weitergeht, werden wir bald alle Sodbrennen haben», meinte der Karl.

«Ja, der Jörgl hat doch recht gehabt!» sagte jetzt der Toni, nachdenklich wie immer.

«Von was für einem Jörgl redet ihr?»

«Mit was hat der Jörgl recht gehabt?» fragten Karl und Willy gleichzeitig.

«Der Steiner Jörgl, der Jäger», erklärte der Toni, «vor einiger Zeit haben wir ihn am Rosskopf oben getroffen, und er hat damals gesagt, dass der Hitler ein falscher Unter wäre, dem man nichts glauben dürfe, und dass man ihn ins Narrenhaus einsperren müsste, bevor er Ärgeres anstellen könne.»

«Ach, a so hat er gesagt, der Jörgl?» fragte der Willy. «Da hat er gar nicht so unrecht. Umbringen müsste man so einen Kerl, nicht nur einsperren.»

«Ja, umbringen müsste man ihn», stimmten alle zu.

Als ihnen plötzlich bewusst wurde, was für ein furchtbares Wort da nun auf einmal im Raume stand, war ihnen, als wenn Blitz und Donner durch die Stube brause.

Ihn umbringen!

Sie erschranken.

Wie konnte man nur einen solchen Gedanken haben!

Ihn, den über alles geliebten Führer – umbringen!

Sie starrten sich gegenseitig an, so als suchten sie einen, dem man die Schuld für einen solch perfiden Gedanken geben könnte.

Wer war der Verruchte unter ihnen, der so was denken konnte? Das war ja der helle Wahnsinn, von dem sie sich plötzlich alle befallen

wähnten. Keiner brachte ein Wort heraus. Der Gedanke allein, den Führer zu ermorden, war so furchtbar, so grauenhaft, dass er sie förmlich lähmte. Wie konnte ein so niederträchtiger Gedanke in ihrem Kreise überhaupt entstehen? Das Entsetzen paralyisierte sie.

Aber allmählich verwandelte sich die Wahnsinnsidee in die lapidare Erkenntnis, dass dies die einzige Möglichkeit, ja der einzig richtige Weg wäre, den einzuschlagen sie vom Schicksal erkoren waren.

Und dieser allmählich sich konkretisierende Gedanke wurde zu neuem Hoffnungsschimmer, der den dunklen Horizont zu erhellen sich anschickte.

All die Verehrung, die Bewunderung, ja Liebe, die sie für Hitler empfunden hatte, schlug in Hass um. So schnell kann das gehen.

«Umbringen müsste man ihn».

Das war die Lösung, das war die Strafe für den Verrat. Wenn schon das Südtiroler Volk nicht befreit werden, sondern untergehen sollte, dann sollte auch der zugrunde gehen, der es hätte retten können, aber es nicht getan hatte.

Die vier «Freiheitskämpfer» – als solche fühlten sie sich plötzlich – waren sich überhaupt nicht bewusst, was so eine Tat bedeutet hätte, welche weltpolitischen Konsequenzen sie zur Folge haben könnte. Ihr Horizont ging über die Enge der Südtiroler Täler nicht hinaus. Sie sahen nur das grosse Unrecht, das ihrer Heimat und ihnen persönlich angetan worden war und wollten sich rächen. Wollten den mit dem Tode bestrafen, der sie so schändlich betrogen hatte, der sie ihrem ärgsten Feind auf Gedeih und Verderb ausgeliefert hatte; der sie in ihren innersten reinsten Gefühlen beleidigt hatte, der rücksichtslos über die Opfer und Gräber ihrer Väter hinweggestiegen war, der ihre ihm flehentlich entgegengestreckten Hände mit nicht zu überbietendem Zynismus zurückgestossen hatte, nur um eines momentanen politischen Vorteils willen.

«Fragen wir den Jörgl, was der meint», sagte das immer noch von Sodbrennen geplagte Peppele.

«Was soll der schon meinen», sagte gereizt der Willy. «Wenn wir schon den Hitler umbringen wollen, müssen wir es tun, und zwar schnell, solange wir ihn noch erwischen. Er darf Südtirol nicht lebend verlassen, sonst kriegen wir ihn nimmer.»

«Recht so», mischte sich der Toni wieder in das Gespräch ein, «und er soll nur spüren, dass wir uns einen so gemeinen Verrat nicht gefallen lassen, sondern es ihm heimzahlen.»

Wieder versanken sie in Nachdenken.

«Da gibt es nur einen einzigen Weg, ihn umzulegen», sagte nachdenklich der Karl. «Wir müssen ..., wenn er wieder aussü nach Deutschland fährt..., den Zug in die Luft sprengen!»

Alle starrten den Karl mit offenem Mund an. Obwohl sie alle das gleiche gedacht hatten, erschrakten sie, als sie auf einmal ihre eigenen Gedanken konkretisiert und mit brutaler Offenheit ausgesprochen hörten. Bis jetzt waren es nur Ideen, Redensarten gewesen. So was denkt man halt, wenn man zornig ist und keinen Rat mehr weiss. Jetzt aber nahmen die Gedanken Formen an, jetzt wurden sie konkret, und die Helden bekamen Angst vor dem eigenen Mut.

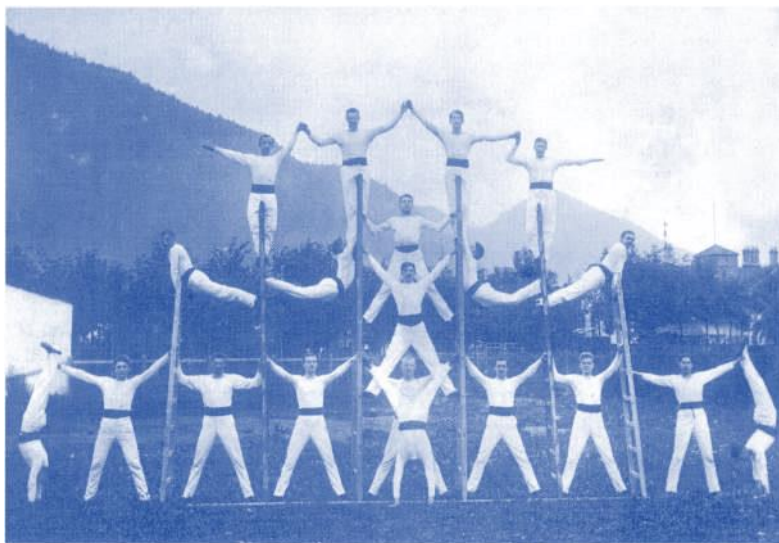
«Und ich wüsst' auch ...», fuhr der Karl langsam fort, «... wie wir das machen könnten!»

Der Willy, der Toni und das Peppelle hingen förmlich an den Lippen Karls. Sie hatten sich weit über den Tisch gebeugt, hielten den Kopf mit aufgestützter Hand und starrten den Karl mit grossen Augen an.

«Man bräuchte nur die Maulser Brücke sprengen, und der Zug kugelt in den Eisack hinab.» Tiefes Schweigen folgte dieser Offenbarung.

«Aber geh, Karl», sagte das Peppelle und brach die lange drückende Stille, «wie sollen wir vier Mander die Maulser Brücke sprengen? Mit was denn? Wir haben kein Dynamit, oder wie das Zeug hoasst, keine Zündschnur und nix haben wir. Aber selbst wenn wir alles hätten, wir könnten das ja überhaupt nie bewerkstelligen, wir wissen ja nit, wie wir da täten. Da braucht es Fachleute dazu.»

«Ich glaube, wir bräuchten nicht die ganze Brücke in die Luft zu sprengen. Es wäre genug, wenn wir ein Stück Schiene auf der Brücke



Turnen und Sport hatten in der Monarchie Tradition; im Bild eine Turnerriege aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Meran

sprengen würden. Das würde auch reichen, und der Zug täte in den Bach kugeln», erwiderte der Karl.

«Ich glaube auch, dass das reicht», sagte der Willy, «aber ob wir genug Zeit haben, das vorzubereiten? Viel Zeit haben wir nicht. In zwei Tagen fährt er wieder durch unser Land und aussü über den Brenner, und wir kriegen ihn nimmer.»

«Da werden wir den Jörgl fragen müssen», liess sich wieder der nachdenkliche Toni hören. «Der war im Krieg Sappeur, oder wie die geheissen haben, die die Sprengung am Pasubio vorbereitet haben. Der versteht was vom Sprengen. Vielleicht hat er auch a bisschen Dynamit, oder er kann was auftreiben. Auf alle Fälle kann er uns sagen, wie man so was macht.»

«Richtig, so tun wir», stimmten die anderen zu.

«Dann fahren wir jetzt gleich nach Tschöfs zum Jörgl», sagte der Karl. «In einer halben Stunde sind wir leicht dort, der wird noch nicht schlafen.»

«Weiss wer, wo der wohnt?» fragte der Toni.

«Ich weiss es», sagte Karl, «und es ist genug, wenn ich allein zu ihm fahre. Ihr könnt derweil nach Mauls fahren und die Gegend in Augenschein nehmen. Wir müssen alles genau erkunden: Wie wir bei Nacht zur Brücke kommen, wo wir die Radln lassen und wo wir uns verstecken, bis alles vorbei ist. Und vor allem, ob die Brücke von den Walschen bewacht wird. Ich glaube nicht, aber wissen kann man es nie.»

Jetzt, da sie endlich einen Plan hatten, jetzt, wo sie wussten, was zu geschehen hatte, war die Niedergeschlagenheit wie weggeblasen. Mit einem Schlag war die alte Vitalität zurückgekehrt. Jetzt wussten sie wieder, was sie zu tun hatten, und sie gaben sich der selbstgestellten Aufgabe mit all der jugendlichen Unbekümmertheit und Begeisterung hin. Bedenken, ihr Unternehmen könnte misslingen oder nachteilige Folgen haben, kamen überhaupt erst gar nicht auf.

«Also, Mander, machen wir uns auf die Socken», rief der Willy. «Morgen in der Früh um acht treffen wir uns wieder hier, dann werden wir weitersehen. Und kein Wort zu niemandem, das ist ja eigentlich selbstverständlich.»

Sie standen auf und begaben sich zur Tür.

«Halt, Leut'«, rief der Willy die Gehenden zurück, «helft mir noch die Gläser in die Küche tragen. Ich kann doch nicht alles allein tun. Ihr seid ja feine Knappen! Abspülen braucht ihr ja eh' nicht.»

Ohne zu murren kehrten sie um. Als sie die Gläser und Teller in die Küche getragen hatten, verliessen sie das Haus.

«Aber jetzt ist es schon zu spät, um nach Mauls zu fahren», gab Peppele zu bedenken, während sie ihre Fahrräder nahmen. «Es ist schon finster, und in der Nacht sehen wir ja sowieso nichts. I muss heim, darf nicht die ganze Nacht wegbleiben.»

«Ja, was bist du denn für ein Kämpfer», stichelte der Willy, «wenn du nicht einmal eine Nacht von daheim wegbleiben kannst? Kriegst du Schimpfer, oder fürchtest du dich in der Finsternis?»

«Na, na, das ist es nicht», verteidigte jetzt der Toni das Peppele, «ich meine auch, es ist gescheiter, wir schlafen einmal darüber, überlegen alles noch einmal. Morgen schaut vielleicht alles anders aus, und wir brauchen gar nichts tun. Heute ist es schon spät, und wir gehen besser schlafen.»

«Also gut», sagte Karl, «geht nur heim schlafen. Ich fahre trotzdem jetzt noch zum Jörgl. Heut' treffe ich ihn sicher noch daheim, morgen ist er vielleicht wieder am Berg. Also: Kampf Heil, Mander!»

«Kampf Heil!» erwiderten stramm die anderen.

Der Kriegsrat war beendet.

Die Maulser Brücke

Am nächsten Tag – es war der erste nach der Führerrede – pünktlich um acht Uhr, waren alle vier Burschen wieder im «Hauptquartier» in Wiesen versammelt. Die Fahrräder hatten sie hinter das Haus neben dem Holzstoss an die Mauer gelehnt, wo sie nicht ins Auge stachen. Nicht-Auf fallen war eine Gepflogenheit, die durch das jahrelang aufgezwungene Versteckspiel mit den Italienern zur Selbstverständlichkeit geworden war.

Das Haus von Willy in Wiesen war für geheime Zusammenkünfte und zur Planung verschwörerischer Unternehmen geradezu prädestiniert. Es lag abseits der Strasse, in der Mitte einer eingezäunten Wiese, ohne unmittelbare Nachbarn, und war die meiste Zeit des Jahres unbewohnt. Nur in den Monaten Juli und August wurde es von den Eigentümern, Willys Eltern, die der grossen Hitze von Bozen entrinnen wollten, als Sommerfrischort benützt. Den Rest des Jahres über war es – und das nur sporadisch – von Willy allein und ohne Haushälterin oder Zugehfrau bewohnt. Es war die typisch sturmfreie Bude, wie man sie sich besser nicht wünschen konnte.

«Ich koche uns einen Kaffee», sagte Willy, «stellt irgendwer die Schälchen auf?»

«Ich hab' an Schinken und an Kas aus der Speisekammer mitgehen lassen», sagte der Karl und wickelte die Kostbarkeiten aus dem Zeitungspapier.

Während der Toni die Tassen auf dem Erkertisch bereitstellte, holte das Peppele Besteck und Brot aus der Küche. Bald duftete der ganze Raum nach köstlichem Kaffee. Die Verschwörer setzten sich an den Tisch und frühstückten.

«Also, was sagt der Jörgl?» fragte der Willy, während er sich Butter auf das Brot strich und eine Scheibe Schinken darauf zusammenfaltete.

«Viel Dynamit hat er nit», antwortete der Karl mit vollem Mund, «aber so viel, dass wir ein oder zwei Gleis sprengen könnten, so viel könnte er bis morgen früh auftreiben.»

«Und was brauchen wir sonst noch dazu?» fragte das Peppele und schaufelte Zucker in seine Tasse.

«Eine Zündschnur und ein Stück Draht, um das Dynamit an das Gleis zu binden», tat Karl selbstsicher kund.

«Prima», ereiferte sich das Peppele, «dann ist ja sowieso alles in Ordnung.»

«Nichts ist in Ordnung!» meinte sofort der Willy. «Ich glaube nicht, dass es so einfach ist.»

«Der Jörgl hat gesagt, er wird uns am Nachmittag schon genau erklären, wie wir tun müssten, dass es klappt», sagte Karl, «er meint, wir brauchen nur das Dynamit fest am Gleis anbinden, die Zündschnur hineinstecken und dann warten, bis wir den Zug sehen. Dann die Zündschnur anzünden und so schnell wir können, davonrennen.»

«Na, na, Mander», liess sich der Toni hören, «das ist nichts. So geht das nicht. I hab' die ganze Nacht nachgedacht. Das mit dem Sprengen, das ist viel zu unsicher, das können wir nicht. Wenn es regnet, geht die Zündschnur aus oder brennt uns überhaupt nicht an, und wir schauen blöd drein. Oder es kracht zu früh, und der Zug brems vor der Brücke ab. Oder es knallt zu spät, und der Zug ist schon vorbei, oder es knallt überhaupt nicht, oder sie erwischen uns dabei und knallen uns ins Loch.»

«Ja, was tun wir dann?» fragten alle drei. «Lassen wir den Hitler hinaus und werden walsch?»

«Na, Walsche werden wir auf gar keinen Fall», wurde einstimmig beschlossen.

«Hast du keine Idee, Toni?» fragte das Peppele. «Irgendwie müssen wir den Zug zum Entgleisen bringen, sonst hilft uns überhaupt nichts, und wir werden Walsche.»

Obwohl alle vier Helden scharf nachdachten, das Frühstück vergessen sie nicht. Mit leerem Magen geschieht nie was Rechtes, am wenigsten aber kann man denken. Wie soll man gute Ideen haben, wenn der Magen knurrt?

«Ich wüsst' schon, wie es gehen könnte», meinte endlich der Toni, und aller Augen richteten sich spannungsvoll auf ihn.

Der legte sein angebissenes Schinkenbrot auf den Tisch, nahm einen Schluck Kaffee und fuhr fort:

«Man müsste ein Stück Geleis von der Schwelle schrauben, damit es, wenn der Zug darüberfährt, aus den Haltern springt.»

Grabesstille war die Folge dieser Offenbarung. Selbst das Klappern der Kaffeetassen hatte aufgehört, und sogar das Mahlen der Zähne war verstummt.

«Oder», fuhr der Toni nach kurzer Denkpause fort, «vielleicht wäre es noch besser, wenn wir den Schotter unter den Schwellen herauskratzen täten, so viel, bis sie hohl liegen; wenn dann die schwere Lokomotive darüberdonnert, sinken diese ein, der Zug stolpert und fliegt hinaus.»

«Jo, das machen wir», rief voll Begeisterung das Peppele. «Wir graben Löcher unter die Schwellen, wie der Hund nach Mäusen gräbt.»

«Das muss ich mir erst noch überlegen», sagte der Willy.

«Wie schaut es mit den Wachen aus? Habt ihr schon was erfahren, wie es steht? Oder meint ihr, die werden uns zuschauen, wie wir graben, und vielleicht auch noch helfen?»

«Na, darüber weiss ich noch nichts Genaueres», antwortete der Toni, «ich hab' nur gehört, dass Soldaten die Strecke abgehen. Ganz besonders sollen sie die Brennerstrecke am Giggelberg und in Brennerbad oben bewachen. Wenn man den Zug dort oben zum Entgleisen bringen könnte, würde er bis Gossensass hinunterfliegen. Aber da kommen wir nit hin. Auch den Pflerscher Tunnel können wir nit sprengen oder zumauern. Es bleibt eben nur die Maulser Brücke.» Er nahm einen Schluck Kaffee, biss in das Schinkenbrot und fuhr mit vollem Mund fort:

«Ich glaube nicht, dass die Soldaten direkt an der Brücke Wache schieben, wir müssen nur aufpassen, wenn sie kommen: Dann hören wir mit dem Krahlen auf, verstecken uns, lassen sie vorbei, und wenn sie weg sind, fangen wir wieder mit dem Krahlen an.»

«Teifel», liess sich nun der Karl hören, «da werden wir aber blutige Finger kriegen, wenn wir den ganzen Schotter unter den Schwellen mit den blossen Händen herauskratzen müssen.»

«Aber anders geht es nicht», sagte der Toni, «zieh dir halt Handschuhe an, wenn dir die Finger leid tun. Schaufel und Pickel machen viel zuviel Lärm, und das können wir uns nicht leisten. Wir müssen ganz mäuselstill arbeiten, damit uns ja niemand hört, sonst halten sie den Zug auf und schütten die Löcher wieder zu.»

«Sprengen wär' schon einfacher», murmelte leise der Karl, dessen Sinn fürs Praktische besonders ausgeprägt war. Der Gedanke, die ganze Nacht mit den blossen Händen Schotter unter den Schwellen herausgraben zu müssen, begeisterte ihn nicht im Geringsten.

«Du Depp, das weiss ich auch, dass Sprengen leichter wär'«, erwiderte zornig der Toni, «aber wir können ja mit dem blöden Dynamit nicht umgehen! Es sei denn, der Jörgl hilft uns, der könnte es.»

«Na», antwortete sofort der Karl, «der kann nicht, ich hab' ihn schon gefragt. Er hat keine Zeit, hat er gesagt. Zuerst muss er ein Kalb zum Metzger Frick hinunterführen, und nacher muss er zum Doktor Baumgartner gehen, weil er ein Oasl (Abszess) unter der Achsel hat.»

«Da siehst du wieder, wie sie sind, die Brüder», sagte Toni, «gescheit reden und die Leut' aufhetzen, aber nur nichts selber machen. Und schon gar nicht, wenn es ein bisschen gefährlich sein könnt; da verdrücken sich alle – und haben keine Zeit!»

«Gut dann», rief entschlossen der Willy, der endlich zu einem Entschluss kommen wollte. «Wenn wir noch lange weiterreden und uns nicht entschliessen, was wir machen wollen, donnert uns der Zug mit dem Hitler über die Maulser Brücke davon und ist schon über dem Brenner draussen – und wir werden Walsche! Ich sag: Wir bleiben bei der Maulser Brücke und graben die Schwellen heraus, selbst wenn wir alle blutige Finger kriegen!»

«Wegen der Finger ist es gleich», sagte das Peppelle, «die Kaiserjager haben in Galizien oben sich auch im Winter müssen im gefrorenen Boden eingraben, mit den nackten Händen und ohne Spaten, weil sie überhaupt keinen gehabt haben, und die Russen haben geschossen – wie verrückt –, hat der Papa gesagt.»

«Jetzt hör schon endlich einmal mit deine Kaiserjager auf», sagte verärgert der Toni, «wir haben jetzt Wichtigeres zu besprechen.»

«Als erstes», sagte der Willy, «als erstes müssen wir wissen, wann der Zug kommen wird, so ungefähr wenigstens, genau werden wir das nie herauskriegen. Du, Peppelle, fährst zum Bahnhof und schaust auf dem Fahrplan nach, wie lang ein Schnellzug von Rom nach Sterzing

braucht. Dann können wir uns ausrechnen, wie lange ein Sonderzug – so beiläufig natürlich – brauchen wird. Dann besetzt du das Radio und horchst genau zu; sie werden schon sagen, wann er von Rom abfährt. Hast du verstanden?»

«Sell ja», antwortete das Peppele, «i bin ja nit deppert.»

«Du, Karl – ja wo ist denn jetzt der Karl? Ist der schon gegangen?» fuhr der Willy fort und schaute sich im Zimmer um.

«Da bin ich», rief der Karl, «ich komm ja schon, man wird wohl noch brunzen gehen dürfen», und knöpfte sich die Hose zu.

«Du, Karl», sagte der Willy mit befehlerischem Ton in der Stimme, der keinen Zweifel aufkommen liess, dass er die Führung der Operation übernommen hatte, «du fährst mit dem Radl zur Maulser Höhe hinunter und erkundest die Bewegungen der Militärstreifen, wie viele es sind, ob welche an der Brücke stehen, und ... ja – und so weiter, und so fort. Wenn sie dich aufhalten, sagst du, du musst zum Staffier nach Mauls fahren, etwas auszurichten – lass dir halt etwas Gescheites einfallen. Von der Maulser Höhe aus kannst du die Brücke genau sehen. Bleib halt dort stehen und pumpe Luft in die Reifen, dann fällst du nicht auf und kannst genau beobachten.»

Er hielt kurz inne, und sein ernster Blick schweifte von einem zum anderen, um am Peppele haften zu bleiben:

«Du, Peppele, fährst auf der anderen Seite der Eisenbahn hinunter...»

«Ich bin schon am Radio eingeteilt», unterbrach das Peppele die Befehlsausgabe.

«Ach ja», sagte Willy, «das hab ich schon ganz vergessen – da wird dich der Toni am Radio ablösen. Du fährst nach Bad Möders und erkundest diese Seite der Brücke und die Wegelen, die zu ihr hinführen. Dein Schulfreund, der Spöttl, wohnt ja in Möders. Sollten sie dich aufhalten, fällt es nicht auf, wenn du zu deinem Freund fährst. Alles klar?»

Und da niemand etwas auszusetzen hatte, fuhr er fort:

«Um fünf Uhr nachmittags treffen wir uns wieder alle da bei mir. Ich werde derweil bei den Walschen herumhorchen, vielleicht erfahre ich, wann der Zug durchfahren soll. – Also, Kameraden, machen wir uns auf die Socken.»

«Aber nicht alle zugleich», sagte der vorsichtige Toni. «Zuerst gehst einmal du, Willy, und schaust, ob die Luft rein ist und nicht irgendwo Karpf (Carabinieri) stehen. Wir warten da.»

«Richtig», antwortete der Willy, «wenn wir jetzt auffallen, und die den leisesten Verdacht kriegen, lochen sie uns so lange ein, bis der Hitler über'n Brenner ist.»

Der Willy verliess, vor sich hin pfeifend, das Haus und perlustrierte die Gegend. Als er zurückkam und meldete, dass die Luft rein sei, verliessen die Freiheitskämpfer nach und nach das Haus. Als letzter holte das Peppele sein Rad hinterm Haus hervor, schob es ohne Eile – denn man konnte nie wissen, ob man nicht doch beobachtet wurde – durch den Garten, schwang sich in den Sattel und fuhr in Richtung Sterzing, was das Zeug hielt. Als er die Bahnunterführung vor dem Bahnhof erreichte, bog er nicht nach Süden, Richtung Mauls ab, wie er hätte sollen, sondern fuhr in die Stadt hinein – nach Hause. Er stürmte die Stiege hinauf, rannte in sein Zimmer, packte ein paar Hefte und Schulbücher in seine Aktentasche und rannte wieder die Stiege hinunter. Er klemmte die Tasche in den Gepäckträger hinter dem Sattel und fuhr davon.

Pünktlich um fünf Uhr waren sie wieder beim Willy in Wiesen. Nur das Peppele war noch nicht da.

«Trinken wir derweil ein Glas!», sagte der Willy und holte den blau verzierten Steinkrug aus der Kredenz. «Ich geh schnell in den Keller, vielleicht hilft mir wer, aus der Korbflasche den Wein in den Krug zu schütten?»

«Ich geh mit», sagte der Toni.

«Ich auch», rief der Karl, der immer dabei war, wenn es in den Keller ging.

Alle drei stiegen die Kellertreppe hinunter. Während der Willy und der Toni mit dem Umschütten des Weines beschäftigt waren, sah sich der Karl im Keller um. Er fand sofort ein paar schwarze Kaminwurzeln und nahm sie von der Schnur, an der sie hingen. Dann nahm er noch ein Stück Käse von der Stellage, und alle drei stiegen wieder die Stiege hinauf. Während sie gemütlich vesperten, kam schwitzend, keuchend und mit rotem Kopf das Peppele herein.

«Ostia, bin ich heut geradelt», sprudelte er heraus. «Aufgehalten haben sie mich auch einmal, die Karpf.»

«Da, setz dich her», sagte der Willy, «da hast du ein Glas Wein und dann erzähl!»

«In Freienfeld, beim Bahnübergang, haben sie mich aufgehalten und gefragt, was ich tue und wohin ich wolle», begann das Peppele seinen Bericht. «Dass ich zum Spöttl nach Möders muss, haben sie mir zuerst nicht geglaubt. Erst als ich angefangen hab', lateinisch zu reden: ‚quo usque tandem abutere, vigilantes, patientia mea?‘ und ihnen das ‚De bello gallico‘ von Cäsar unter die Nasen gehalten habe und ‚Gallia omnia divisa est in partes tres‘ deklamiert habe, haben sie gelacht und getan, als ob sie es verstanden hätten, und haben mich gehen lassen. Dabei hätte ich statt ‚Gallia divisa est ...‘ beinahe ‚Tyrolia divisa est ...‘ gesagt. Ich bin dann ungestört bis Bad Möders gefahren, hab' mich aber nicht aufgehalten, sondern bin gleich weiter, zur Brüggen hinunter, nicht ganz, aber fast. In der Nacht kommt man ungesehen hin, es gibt viel Wald und Sträucher und Gräben. Posten an der Brücke hab' ich keinen gefunden, ich hab' mich ja auch nicht lange auf gehalten.»

«Direkten Posten an der Brüggen gibt es keinen», liess sich nun der Karl vernehmen. «Ich hab' von der Maulser Höhe aus die Brücke beobachtet. Ich hab' nur einen Bahnwärter gesehen, der die Strecke abgegangen ist.»

«Haben sie dich auch aufgehalten?» fragte das Peppele.

«Na», antwortete der Karl, «nur einmal ist ein Auto mit Finanzer vorbeigefahren, aber da hab' ich gerade schiffen gehen müssen, und sie sind nicht stehengeblieben.»

«Dann wäre ja alles schön und recht, Mander», sagte jetzt der Willy und richtete sich aufrecht in seinem Stuhle auf, «und ich habe eine schlechte und eine gute Meldung.»

«Und, was ist das?»

«Sag schon, was ist die schlechte?»

«Los, erzähl zuerst die gute», riefen die anderen gleichzeitig.

«Die Faschisten sind gar nicht so blöd», fuhr Willy endlich mit seinem Bericht fort, «die denken an fast alles. Die brauchen gar nicht an

jeder Brücke einen Posten hinstellen. Die schicken knapp vor dem Sonderzug eine Lokomotive voraus – ‚civetta‘ oder ‚staffetta‘ heissen sie sie –, so gewissermassen als Spähtrupp, um zu schauen, ob die Strecke frei ist oder ob wir was gesprengt haben. Wenn wir da die Geleise lockern, fliegt uns diese Lokomotive in den Eisack und nicht der Hitler.»

«Und wir werden Walsche», murmelte das Peppele still vor sich hin.

«Na, sell werden wir noch lange nicht», ereiferte sich der Karl und warf Peppele einen zornigen Blick zu. «Da werden wir halt eben doch sprengen.» Und nach einigem Nachdenken fügte er hinzu: «Da kriegen wir wenigstens keine blutigen Finger wie beim Krahlen.»

«Das schaffen wir nie», liess sich nun der Toni vernehmen, «das müssen wir anders angehen. Wir lassen die ‚civetta‘ oder ‚staffetta‘ oder wie die heisst, durch und legen dann Steine und Balken auf die Geleise, dann fliegt er auch hinaus.»

«Jawohl, das ist noch einfacher», sagte erleichtert der Karl, «da brauchen wir nur Steine sammeln und zusammentragen, dann legen wir sie auf einem Haufen auf die Schienen und ... »

«Halt!» rief das Peppele. «Das geht ja wunderbar, ich habe neben der Brücke einen ganzen Stapel von Schwellen gesehen, die legen wir auf die Geleise, und der Zug fliegt hinaus.»

«Und die gute Nachricht?» fragte der Karl jetzt.

«Ich hab' herausbekommen, dass der Sonderzug nach Mitternacht durch Südtirol fahren wird», sagte der Willy, «der Führer will niemanden von uns sehen.»

«Aber wir werden ihn sehen, wenn er in den Eisack hinunterfliegt.»

«Ja, da müssen wir ja sofort rennen», rief der Karl und sprang auf.

«Na, lass dir Zeit, beruhigte ihn der Willy, «nit heut' Nacht, erst morgen in der Nacht, ich habe ja gesagt, es ist eine gute Nachricht.»

«Da können wir heute noch gut vorschlafen. Die morgige Nacht geht dann sowieso drauf», sagte das Peppele mehr zu sich selbst als zu den Freunden.

«Gut, dann ist also alles klar und beschlossen», entschied der Willy, «wir fahren morgen abend, jeder für sich, nach Bad Möders. Wir treffen uns um halb zehn hin term Haus. Dort verstecken wir die Radln und gehen zu Fuss zur Brücke. Dann richten wir alles her, und wenn dann die einzelne Lok kommt, lassen wir sie durch; und dann: zagg-zagg – Mander – alles, was wir finden, Steine und Hölzer, auf die Geleise aufi. Und das muss schnell gehen, weil dann, wissen wir, muss gleich der Sonderzug kommen.»

«Hoffentlich haben wir Glück, und es geht nicht gerade in dem Augenblick der Streckenwärter oder eine Militärstreife vorbei», gab Toni zu bedenken.

«Was in diesem Fall zu geschehen hätte, weiss ich jetzt auch nicht», erwiderte gereizt der Willy, «ich will jetzt auch gar nicht nachdenken ... es wird uns schon was einfallen!»

«Jawohl», meinte der Karl, «wir werden den Zug mitsamt dem Hitler, dem Verräter, in den Eisack hinunterwerfen, dann hat er, was ihm gebührt für den Verrat an uns.»

Der Willy nahm den Steinkrug, schenkte noch einmal die Gläser voll und sagte: «Jetzt trinken wir noch aus, dann gehen wir heim schlafen. Morgen lassen wir uns den ganzen Tag in der Stadt blicken, so als ob nichts wär'. Am Abend gehen wir noch zur Maiandacht, beten, dass alles gutgeht, und dann fährt jeder für sich nach Bad Möders. Alles klar, Mander? Dann: Kampf Heil!» «Kampf Heil!», «Kampf Heil!» schrien drei Helden.

«Und ich hab' schon wieder Sodbrennen von diesem Scheisswein, dem sauren!» sagte das Peppele.

Dann brachen sie auf und erreichten den heimatlichen Herd.

Das Attentat

Im Mai kann das Wetter in Sterzing noch sehr launenhaft sein. Das so wunderbar nach Flieder duftende Frühlingslüftchen hatte seit Tagen angenehme Wärme gebracht. Jetzt aber hatte der Wind aufgehört zu wehen, und wie das meist nach Südwind geschieht, kündigte sich Regen an. Dunkle Wolken kamen über das Penser Joch und über den Jauern geflogen, und man zog gerne wieder den gestrickten Samer Janker an.

Die Maiandacht war zu Ende, die Kerzen am Altar der Margarethenkirche gelöscht. Die Mädchen spazierten wie jeden Abend, eingehängt und fröhlich schnatternd und kichernd, die Hauptstrasse hinauf und hinunter. Es war alles wie jeden Tag nach der Maiandacht. Nichts deutete darauf hin, dass ein Geschehen von Weltbedeutung sich anbahnte. Niemand vermutete auch nur im Entferntesten, dass vier Buben der Stadt ein Unternehmen geplant hatten und nun darangingen, es in die Tat umzusetzen, das, falls es gelang, die Welt erschüttern würde.

Überhaupt war die ganze Stadt ruhig, so als wenn nichts geschehen wäre. Was war auch schon geschehen? Nichts! Alles war so geblieben, wie es vor der Romreise Hitlers war, und wie es nun für alle Zeiten bleiben würde. Die römische Reise hatte lediglich Hoffnungen zerstört! Es hatte weder explosive Protestdemonstrationen der gedemütigten Südtiroler noch Jubelkundgebungen der siegreichen Italiener gegeben.

Der Toni und das Peppele hatten sich schon vor dem Schlusssegen aus der Kirche gestohlen, um unauffälliger die Stadt verlassen zu können, denn während der Maiandacht waren weniger Leute auf den Strassen als nachher. Auch der Karl hatte sich wie so oft, und immer ohne Erlaubnis, aus der Gasthausküche, wo er als Küchenlehrling tätig war, entfernt und radelte bereits auf der Eisackpromenade südwärts. Der Willy hingegen hatte keine Probleme. Er war selbständig und allein. Er war daher auch schon am Nachmittag nach Bad Möders gefahren, um noch bei Tageslicht die Gegend zu erkunden.

Es war finstere Nacht, als die «Rächer» nach und nach in Möders eintrafen. Es war nur ihrer profunden Kenntnis und Vertrautheit mit

der Gegend zuzuschreiben, wenn sie alle vier mehr oder weniger pünktlich am vereinbarten Ort eintrafen.

Sie schoben die Räder ein Stück in den Wald hinein und brachen dann, ohne zu sprechen, im Gänsemarsch und auf leisen Sohlen, zur Brücke auf. Ihre Augen hatten sich bereits so an die Dunkelheit gewöhnt, dass sie trotz der Finsternis dem schmalen Weg, der zur Brücke führte, folgen konnten.

Sie erreichten ohne Zwischenfall das Bachufer und die Brücke. Als sie so unter dem Brückenbogen standen und hinaufschauten, erschauerten sie vor der Mächtigkeit des Baues. Riesengross kam ihnen der Bogen vor, der hier den kleinen, aber stürmischen Eisack überquerte. Gnade Gott dem Reisenden des Zuges, der hier herunterfiel! Durften sie es überhaupt wagen, den Zug zum Entgleisen zu bringen? Nicht nur Hitler würde sterben, mit ihm noch viele unschuldige Menschen! Wie sollten sie diese Tat vor Gott und dem deutschen Volk verantworten? Mit einem Mal begannen sich Zweifel an ihrem Vorhaben zu regen.

Nur jetzt nicht schwach werden! Wenn sie jetzt Furcht vor ihrem eigenen Mut empfänden, das Unternehmen abbrechen, und Hitler über den Brenner entkäme, dann wäre Südtirol für immer verloren.

Aber ist es das nicht auf alle Fälle, nach diesem infamen Verrat in Rom? Könnte man noch mit der Hilfe der Deutschen rechnen, nachdem man ihren geliebten Führer ermordet hat? Ganz im Gegenteil, der Hammer und der Amboss würden um so vehementer zu arbeiten beginnen.

Warum hat Hitler den Deutschen für alle Zeit verboten, die Brennergrenze zu verschieben? Warum hat er vor seiner Rückkehr nach Deutschland sein politisches Testament gemacht? Wollte er damit die Freundschaft mit Italien für alle Zeiten absichern? Fühlte er am Ende gar, es könne ihm auf der Heimreise etwas zustossen? Alles Fragen, die sie sich jetzt, wo sie am Tatort standen, stellten. «Nur nicht walsch werden!» was immer auch geschehen mag, das war die einzige Triebfeder ihres Handelns. Und wenn schon kein anderer Weg mehr blieb, um dieses Unheil abzuwenden, dann sollte auch der zugrunde gehen, der Südtirol hätte retten können!

Jetzt blieb aber keine Zeit mehr, peinigenden Gewissensbissen nachzuhängen, die Würfel waren gefallen und der Entschluss, Hitler müsse bestraft werden, gefasst. Nun wollten sie das begonnene Werk zu Ende führen, es war bereits zur Prestigefrage geworden. Sie hätten sich zeitlebens vor sich selbst schämen müssen, hätte sie jetzt der Mut verlassen. Jetzt konnten sie nicht mehr zurück, wollten sie sich nicht selbst zu Feiglingen machen.

Der Wind war stärker geworden, und es begann zu nieseln. Die vier Buben krochen unter die Bäume, die am Bachufer standen, und berieten, was weiterhin zu geschehen hatte. Die Zeit drängte, sie durften sie nicht vergeuden.

Während sie noch berieten, wie sie am besten lautlos den hohen Bahndamm erklimmen sollten, kam ihnen ein glücklicher Umstand zu Hilfe, den auszunützen sie sich sofort entschieden. Sie hörten das Rattern eines sich von Norden her nähernden Zuges. Als dieser mit ohrenbetäubendem Lärm über die Brücke donnerte, rannten die vier Buben los und hasteten den steilen Bahndamm hinauf. Es war ein langer Güterzug, der südwärts fuhr, und solange er über die Brücke fuhr, überdeckte er die Geräusche, die sie beim Hinaufklettern auf den Bahndamm verursachten. Als der Zug vorüber war, warfen sie sich zu Boden und verschnauften.

Nichts regte sich, niemand hatte sie gehört oder gesehen. Sie huschten vorsichtig, sich immer wieder hinwerfend und lauschend, der Brücke zu und kamen endlich zu einem riesigen Stapel von Schwellen, den schon das Peppelle bei seinem Pirschgang entdeckt hatte. Gleich daneben stand ein Transformatorenhäuschen. Während sie die Bohlen prüften und hochzuheben versuchten, um ihr Gewicht zu schätzen, hörten sie plötzlich Stimmen. Blitzartig warfen sie sich auf den Boden und verkrochen sich hinter den Stapel Bohlen und das Transformatorenhäuschen. Mit klopfenden Herzen lagen sie platt am Boden und wagten kaum zu schnaufen. Und trotzdem waren sie sprungbereit, um die Flucht zu ergreifen, sollten sie entdeckt werden.

Zwei Soldaten mit umgehängtem Gewehr kamen näher. Sie plauderten vergnügt, blieben stehen und zündeten sich eine Zigarette an. Dem Toni und dem Peppelle brannte der Angstschweiss in den Augen.

Das Peppele, vom Sodbrennen geplagt, unterdrückte mit Not einen Hustenanfall. Der Toni presste ihm eine Hand auf den Mund und flüsterte ihm ins Ohr:

«Wenn du jetzt hustest, bringe ich dich um.»

Das Peppele schluckte und schluckte die Magensäure hinunter, die ihm in den Mund gestiegen war.

Die Soldaten gingen vorbei, ohne die vier zu sehen, die da im Regen am Boden lagen.

Der Wind setzte jetzt böhenartig ein und piff über die Brücke. Mitternacht war schon vorbei, als wieder ein Zug vom Brenner her kam. Es war ein hell erleuchteter Schnellzug, der über die Brücke rumpelte. Dann trat wieder Stille ein

Immer noch waren die vier Attentäter unentschlossen, ob überhaupt und, wenn ja, wie sie eigentlich zu Werke gehen sollten.

Im Stillen bereute es jeder, sich auf ein solches Unternehmen eingelassen zu haben. Das Gewissen nagte in ihren Eingeweiden, aber keiner wollte es eingestehen. Sie glaubten, den inneren Schweinehund, der sie zur Aufgabe ihrer kriminellen Tat zwingen wollte, unterdrücken zu müssen. Sie waren schliesslich vom Schicksal auserkoren worden, den Verräter Südtirols zu bestrafen und wollten diese Aufgabe nun erfüllen und zu Ende führen, was immer auch nachher geschehen mochte.

Sie fühlten sich als Soldaten, die einen Befehl auszuführen hatten, den ihnen das Schicksal gegeben hatte. Sie wollten kämpfen, so wie es ihre Väter in Galizien und in den Dolomiten getan hatten. Sie weigerten sich mit all ihren Kräften, das von Hitler verfügte Schicksal Südtirols zu akzeptieren.

«Probieren wir doch, eine Schwelle auszugraben», sagte Willy, «vielleicht können wir doch eine so weit lockern, dass sie dann einbricht, wenn der Zug darüberfährt. Bei dieser Schwelle fangen wir an», befahl er mit leiser Stimme und setzte damit der Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit ein Ende. «Zwei graben da und zwei enten (drüben), und macht's keinen Lärm.»

Er kniete schon am Boden und begann mit den Händen die Schottersteine unter einer Schwelle zu entfernen. Der Karl kniete sich neben

ihn und machte sich an die Arbeit. Der Toni und das Peppele sprangen über das Geleis und fingen drüben an zu graben.

«Teufel, ist das eine Scheissarbeit», fluchte der Karl.

«Das schaffen wir nie», stellte der Toni fest.

«Nicht aufgeben, Kameraden», befahl der Willy, «wenn wir die obersten Steine weghaben, wird es schon leichter gehen.»

Sie schufteten schweigend. Die regennassen Haare hingen ihnen ins Gesicht, die aufgeschürften Hände begannen zu bluten, die Knie schmerzten.

Endlich sahen sie die Nutzlosigkeit ihres Tuns ein.

«Das hat keinen Sinn», sagte der Toni und stand auf.

«Soder schmeissen wir den Zug nie über die Brücke oi (hinunter).»

«Ich glaub' auch, dass das zwecklos ist», meinte der Karl und wischte sich mit der dreckigen Hand den Schweiß aus dem Gesicht.

«Ich hab' es ja alleweil gesagt, dass das nicht geht.»

«Gut», sagte der Willy, «dann hören wir eben auf.»

Sie standen ratlos beisammen. Ihr Mut begann zu sinken, ihre Entschlossenheit war weg. Sie waren müde, sie froren und hatten Schlaf.

«Probieren wir es halt mit den Schwellen auf den Geleisen», meinte der Toni, «vielleicht hilft's.»

«Probieren wir.»

«Mehr können wir nicht tun», sagte der Willy, der auch endlich die Nutzlosigkeit des Grabens einsah.

«Also los, Mander!» spornte das Peppele seine Freunde an, «werfen wir noch ein paar Prügel drüber, und dann gehen wir heim.»

«Na, so geht es auch nicht», mahnte der Toni, «dann fliegt uns höchstens die ‚staffetta‘ hinaus. Die müssen wir vorbeilassen, dann erst können wir die Schwellen aufschmeissen.»

«Hast recht, Toni», entschied der Willy, «holen wir noch ein paar Prügel her und legen sie bereit, dann warten wir, bis der Zug kommt.»

Sie holten noch ein paar Bohlen und legten sie griffbereit zurecht. Dann setzten sie sich auf die Schwellen und warteten.

Sie kämpften mit dem Schlaf, die Augenlider wurden schwer, und der Kopf sank langsam auf die Brust. Sie gähnten in einem fort.

Endlich ging auch diese Nacht zu Ende.

Da, plötzlich schreckten sie auf. Was war das?

Von Grasstein her näherte sich eine Lokomotive. Sie sahen die Lichter, noch bevor sie sie hörten. Sie waren schlagartig hellwach und beobachteten, am Bahndamm liegend, das Herankommen der Lokomotive. In wenigen Sekunden war sie schon da und rumpelte über die Brücke.

«Das war die ‚staffetta‘», flüsterte Willy, «jetzt geht’s los, Mander, schnell die Prügel auf!»

Sofort sprangen alle auf und hasteten auf die Brücke zu.

Mit vor Kälte klammen Händen packten sie die schweren Bohlen und warfen sie über die Geleise. Und während sie zurückrannten, um noch weitere zu holen, sahen sie schon die Lichter des Sonderzuges. Sie warfen noch zwei Bohlen auf die Geleise, zu mehr reichte es nicht mehr.

«Volle Deckung!» rief der Willy, und die vier Helden sprangen in den Schutz des Dammes. Dort lagen sie am Boden, die Köpfe gerade so hoch gehoben, dass sie über den Damm hinweg die Schienen sehen konnten.

Und da hörten sie schon das Heranrumpeln des Zuges. Sie konnten ihn, so am Boden liegend, noch nicht sehen, aber sie hörten das Rattern der Räder, das rasch lauter und lauter wurde. Sie spürten, wie der ganze Damm zu zittern begann, und fühlten das Vibrieren der Geleise, das rasch stärker wurde, je näher der Zug kam.

Da tauchte plötzlich die Maschine auf. Die Scheinwerfer der Lokomotive stachen wie feurige Schwerter in die Nacht, und die hell erleuchteten Waggonfenster gaben dem Zug das Aussehen eines Fabelwesens.

Angst lähmte die vier Helden. Wie gebannt, unfähig einen Muskel zu rühren, starrten sie dem feurigen Drachen entgegen, der da brüllend und drohend auf sie zuraste. Immer lauter wurde der Lärm, schreiender das Quietschen der stählernen Räder in der letzten Kurve vor der Brücke. Die Lokomotive, einem feuerspeienden Ungetüm gleich, wurde immer grösser und grösser, bis sie, in den Augen der angsterfüllten Buben, den ganzen Himmel verfinsterte. Das schneepflugartige

Gerät, das an der Lok vorne angebracht war und etwaige Hindernisse beiseiteschieben sollte, erschien ihnen wie eine silberne Schaufel, die durch die Finsternis stach.

Da war der Zug heran, einige Balken und Knüppel flogen durch die Luft. Die Buben steckten die Köpfe in den Boden und hielten sich mit beiden Händen die Ohren zu, so unerträglich laut war das Dröhnen des vorbeibrausenden Zuges.

Jetzt gleich musste er aus den Schienen springen und in die Tiefe stürzen. Die Buben wollten das Krachen der zerschellenden Waggons nicht hören, und doch warteten sie gespannt darauf. Der Zug brauste noch immer an ihnen vorbei, er schien kein Ende zu nehmen. Sie spürten den starken Wind, den er erzeugte, und sie wagten nicht, die Köpfe zu heben. Unendlich lang kamen ihnen die wenigen Sekunden vor, bis der Wind plötzlich aufhörte und der Lärm abnahm. Der Zug war vorbei.

Sie hoben die Köpfe und starrten ihm nach. Kein Krachen, kein Bersten von im Eisack zerschellenden Waggons war zu hören. Die Schlusslichter des Zuges wurden immer kleiner und verschwanden schliesslich ganz. Der ganze Spuk war vorüber – nichts war geschehen.

Wie gelähmt blieben die vier Buben am Boden liegen. Unverwandt starrten sie dem entschwindenden Zug nach. Kein Wort brachten sie über die Lippen. Wortlos richteten sie sich auf und setzten sich auf den Damm. So sassen sie nun, die vier Helden, die vermeintlichen Rächer eines perfid gemeinen Verrates.

Nass, vor Kälte zitternd, bis ins Innerste enttäuscht und masslos traurig.

«Scheisse», flüsterte endlich der Toni und wischte sich die Tränen aus den Augen. Er schämte sich ihrer nicht. Die Traurigkeit über das missglückte Attentat war zu gross.

«Und doch bin ich fast froh, dass es uns nicht gelungen ist; so sind wir wenigstens keine Mörder geworden und haben ein ruhiges Gewissen.»

«Werden wir ... jetzt... Walsche?» fragte schluchzend das Peppele.

«Na, sell werden wir auf gar keinen Fall», rief erregt der Karl, «da kann kommen, was mag!»

«Und ich gehe lieber als Südtiroler nach Australien, als dass ich als Walscher dableib'«, sagte der Willy.

Während der Sonderzug mit dem Führer an Bord dem Brenner zueilte und das ungeliebte Südtirol verliess, machten sich die vier Buben auf den Heimweg.

Die Nacht war vorbei, ein neuer Tag angebrochen.

Ratlosigkeit

Der Führer des deutschen Volkes hatte gesprochen: Südtirol soll für alle Ewigkeit zu Italien gehören.

Er, der immer behauptet hatte, von der Vorsehung dazu ausersehen zu sein, die Ungerechtigkeiten des Friedensdiktates von St. Germain zu beseitigen, hat Südtirol gegen eine zweifelhafte Freundschaft eingetauscht. Er, dem alle Deutschen zujubeln, den alle vergöttern, in dem das ganze deutsche Volk den Retter aus tiefster Not sieht – er stösst mit brutalem Zynismus die Südtiroler in die Verdammnis zurück. Er wendet sich ab von den sich ihm entgegenstreckenden Händen eines um Hilfe flehenden deutschen Volksstammes und verurteilt ihn zum endgültigen Untergang.

Die Stimmung, die dieser Keulenschlag bei der Südtiroler Bevölkerung ausgelöst hatte, war die völliger Ratlosigkeit.

Wie konnte der Österreicher Hitler auf ein Stück seines Vaterlandes, und war es noch so klein und unbedeutend, einfach verzichten, es verschenken und es einhandeln gegen die Freundschaft eines absolut unzuverlässigen Partners?

Man verstand die Welt nicht mehr, man hatte allen Mut verloren. An welche Werte konnte man noch glauben, wenn man selbst vom einzigen, der Rettung bringen konnte, und dem man flehend die Hände entgegenstreckte, zurückgestossen wurde? Die einzige Hoffnung, die das deutsche Südtiroler Volk gehegt hatte, hatte sich als trügerisch und falsch erwiesen. Was blieb, war Verzweiflung, Enttäuschung, Bitternis und unendliche Traurigkeit.

Auch das Wetter hatte sich an diese alle Tätigkeiten lähmende Katastrophenstimmung angepasst. Ein kühler Regen rieselte unentwegt aus dunklen Wolken. Es zögerte, hell zu werden, und die Glockenschläge vom Zwölferturm drangen gedämpft durch den feinen Nebel, der über den feuchten Wiesen des alten Moores lag und schmale Finger in die Gassen der Stadt streckte.

Die Hauptstrasse war leer und verlassen. Ab und zu huschte ein Mädchen aus einer Haustür und rannte zum nahen Bäcker, um frische Semmeln zu holen. Nur wer unbedingt musste, ging heute ausser

Haus. Und das nicht nur wegen des Regens, sondern weil man keinem schadenfreudig grinsenden Italiener begegnen wollte.

Aber weder das schlechte Wetter noch Hitlers Testament konnten die prominenten Bürger der Stadt abhalten, den obligaten Stammtisch zu besuchen. Ganz im Gegenteil: Man brannte darauf, mit seinesgleichen die Lage, die sich nun ergeben hatte, zu besprechen und sich zu beraten.

Man traf sich, um keinen der zahlreichen Wirte zu beleidigen, abwechslungsweise in einem anderen Gasthaus. Einmal in der «Krone», dann beim «Schwarzen Adler», dann beim «Rössl», und wenn es zum Kegeln ging beim «Stotter» oder beim «Mader». Und da es viele Gasthäuser in Sterzing gab, hatte man die ganze Woche zu tun, denn man durfte und wollte keines auslassen.

Heute war das «Rössl» am Zuge, und der Herr Notar Dr. Holzer begab sich dorthin. Trotz des Regens vermied er die Lauben und ging in der Mitte der Strasse hinauf. Er hatte heute vielleicht den Hut etwas tiefer in die Stirn gedrückt als sonst, und auch der Regenschirm, den er gewandt je nach Bedarf seitwärts neigte, half ihm, möglichst unerkannt sein Ziel zu erreichen. Nicht dass er von Natur aus unhöflich war, aber heute war er offensichtlich schlecht gelaunt und wollte niemand grüssen müssen.

Doch plötzlich wurde er angerufen:

«Signor Dottore, Signor Notaio, prego, un momento!»

Aus den Lauben heraus stürzte ein Mann auf ihn zu. Der Herr Notar vertrug es an und für sich nicht, wenn man ihn auf der Strasse anredete; wenn man etwas von ihm wollte, sollte man ihn im Büro während der Dienstzeiten aufsuchen, aber nicht mitten auf der Strasse, im Regen und auf dem Weg zum Stammtisch anschreien, wie dieser Mann es tat.

Er blieb angewidert stehen, drehte sich um und fragte:

«Cosa vuole?» (*Was wollen Sie?*)

Erst da erkannte er den Mann, der aus den Lauben auf ihn zugerannt kam. Er hatte einen alten zerquetschten Schlapphut tief ins Gesicht gezogen, dessen triefende Krempe das unrasierte Gesicht bis zur Hälfte bedeckte. Der lange, zerknitterte und viel zu grosse Regenman-

tel streifte fast den Boden und schlotterte um den eher klein und schwächlich geratenen Körper.

«Ach, Sie sind es, Herr Modena», sagte gereizt der Herr Notar, der beim Anblick der zerknautschten Kleidung des Mannes an ein ungemachtes Bett denken musste.

Der Herr Modena war vor einiger Zeit nach Sterzing gekommen. Niemand wusste genau, wann noch woher er gekommen war; auf einmal war er einfach da. Er handelte mit allen erdenklichen Waren, er konnte alles beschaffen, was immer man brauchte. Er biederte sich allen an, sprach italienisch, aber auch ein lustiges Deutsch, und es gelang ihm immer, sich bei allen verständlich zu machen. Er war zäh im Geschäftemachen, gewandt im Feilschen, und hatte er erst einmal ein Opfer ausgeforscht, war dieses unrettbar verloren. Er haftete sich daran wie eine Klette und liess nicht mehr locker; die einzige Möglichkeit, ihn loszuwerden war die, ihm etwas abzukaufen. Man konnte ihn in den größten Tönen beschimpfen, er war nie beleidigt; schmiss man ihn bei der Tür hinaus, kam er durchs Fenster wieder herein. Allmählich wurde er aber doch von den Bürgern akzeptiert als das, was er effektiv war: ungefährlich und allen nützlich, denn er hatte neben einem unglaublichen Sortiment an Waren auch die so oft benötigten Beziehungen zu den lokalen Autoritäten. Wo immer man Hilfe brauchte, beim Sindaco für eine neue Konzession, bei den Carabinieri wegen Überschreitens der Sperrstunde oder beim Richter als Dolmetscher: Auf den Herrn Modena war Verlass. Für einen der Dienstleistung angemessenen Obulus stand er immer und für alles zur Verfügung.

«Haben Sie gehört, Herr Notaio, die Rede von Hitler in Rom?» sprudelte er los, «mein Gott, bin ich froh! Hab' solche Angst gehabt – die ganze Zeit über. Hab' geglaubt, er wird kommen, und ich muss gehen. So aber – er hat gesagt – er wird nicht kommen, und ich kann bleiben. Was hab' ich gebetet – ganze Nacht über: Gott soll abhüten, dass Hitler kommt. – Weil, wissen Sie, Signor Notaio», und jetzt hielt er die Hand vor den Mund, so als ob er ein Geheimnis verraten würde, «der Hitler mag die Juden nicht.»

«Ist schon gut, Herr Modena, ist schon gut», erwiderte der Notar. «Ich hab' die Rede auch gehört. Sie brauchen sich nicht mehr zu sorgen, der Hitler kommt schon nicht.»

«Was bin ich froh, Herr Notaio, jetzt kann ich Geschäft kaufen, kleines nur und Handel mit negozio treiben. – Gott beschütze Sie, Herr Dottore.» Dabei drückte er mit beiden Händen die regenschirmhaltende Hand des Herrn Notars und schüttelte sie kräftig.

«Es ist ja gut, Herr Modena, ich kann ja nichts dafür, dass der Hitler nicht kommt; von mir aus können Sie hier bleiben, solange Sie wollen.»

Der Herr Notar riss sich vom aufdringlichen Herrn Modena los und schritt kopfschüttelnd dem «Rössl» zu.

Um den Stammtisch sassen, dichtgedrängt, eine grosse Anzahl von Sterzinger Bürgern; jeder hatte sein Viertele Wein vor sich stehen. Alle rauchten, und dicke Tabakwolken hingen an der getäfelten Decke. Es waren so ziemlich alle Berufsgruppen vertreten: Vom Rechtsanwalt über Arzt, Lehrer und Tierarzt bis hin zu den einflussreichen Kaufleuten und Handwerkern waren alle anwesend. Sogar der Herr Pfarrer war gekommen. Heute fehlte niemand, eng zusammengedrückt sassen sie um den grossen Stammtisch herum, und auch die anderen Tische in der Stube waren besetzt. Alle waren sie gekommen, um die neue Situation, die sich nach der Führerrede in Rom ergeben hatte, zu besprechen. Jeder der Anwesenden suchte Rat und hoffte, dass irgendwer einen diese finstere Lage erhellenden Gedankenblitz haben würde. Die Ratlosigkeit, die alle befallen hatte, war lähmend.

«Dass uns der Hitler auch nicht hilft, das hätte ich nie geglaubt!» sagte der Schmied, während er seine Pfeife neu stopfte. «Er war unsere einzige Hoffnung, der einzige Mensch, der unsere zerrissene Heimat hätte wieder zusammenschweissen können.»

Er strich ein Zündholz an, wartete, bis der gelbe Schwefel stinkend verbrannte und das Hölzchen Feuer fing und zündete seine Pfeife an. Kräftig zog er daran und paffte den mit jedem Zug stärker werdenden Rauch gegen die Deckenlampe. Er hielt das brennende Zündholz bis zum letzten Millimeter zwischen den Fingern und löschte mit rascher Bewegung der Hand die Flamme erst aus, als sie schon seine schwieli-

gen Finger erreicht hatte. Immer wieder paffend, drückte er mit dem russigen Zeigefinger die Tabakglut fest.

«Wenn uns sogar die Deutschen im Stich lassen und uns, anstatt zu helfen, an die Walschen verkaufen, dann – meine Herren – sind wir verloren», fuhr er fort.

«Hast recht, Schmied Hans», sagte der Tischlermeister Karl Bachler und stützte sich mit beiden Händen auf seinen Stock, den er zwischen den Füßen hielt. Er hatte sein rechtes Bein am Col di Lana verloren und konnte mit der Prothese nur mühsam gehen, denn das künstliche Kniegelenk behinderte ihn mehr, als dass es ihm nützte.

«Wie ich aus dem Lazarett entlassen worden bin und die Walschen daheim vorgefunden hab', hab' ich mir gesagt: Wie ist denn so was überhaupt möglich? Wie sind denn die Italiener überhaupt einerkommen in unser Land? Aber sei friedlich, Karl – hab' ich mir gesagt –, das kann nicht lange dauern, wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt auf dieser Welt. Aber mein Herz, sell sag ich euch, hat mir weit mehr weh getan als der amputierte Stumpf am Haxen.» Und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: «Aber wenn es noch einen Herrgott gibt auf dieser Welt – hab' ich mir gesagt –, dann müssen wir wieder einmal frei werden. Zu was haben wir denn fast vier Jahre lang gekämpft und sie draussen gehalten, die Walschen? Zwanzig Jahr lang hab' ich gehofft und jeden Tag hab' ich gebetet und mir gesagt: Karl, wart noch ein bissl, es wird schon anders werden; die Deutschen werden uns schon helfen!»

«Ja, meine einzige Hoffnung waren auch die Deutschen», sagte der Kaserer Josef, so genannt, weil er der Chef der Molkereigenossenschaft war. Er war ein ehrlicher und andächtiger Mann. Er hatte mit vielen der Männer, die hier sassen, zusammen an der Dolomitenfront gekämpft. Im Laufe der Jahre hatte er sich mit viel Fleiss eine gute gesellschaftliche und wirtschaftliche Position geschaffen, die ihm ein sorgenfreies Leben garantierte. Er war Mitglied christlicher Organisationen, die ihn gegen allzu willkürliche Übergriffe faschistischer Aktivisten abschirmten. Und doch war er ein ausserordentlich rühriger, aber auch besonnener Kämpfer für die Freiheit Südtirols geblieben.

Er richtete sich auf, wetzte auf seinem Stuhl hin und her, bis er kerzengerade dasass, umklammerte mit beiden Händen sein Weinglas und fuhr fort:

«Wisst ihr noch, wie sie mit uns schneidig gekämpft haben, die Deutschen, bei der Durchbruchschlacht von Flitsch/Tolmein? Verlassen hast du dich gekonnt auf sie, wie auf deinen eigenen Bruder. Und jetzt tut uns der Hitler das an! Jetzt lassen sie uns so gemein im Stich, wo doch jedes Kind versteht, dass wir ohne deutsche Hilfe die Italiener nie vertreiben können.»

«Was sagen Sie, Herr Pfarrer?» fragte der Kaufmann Gschwent den in der Ecke zusammengekauert sitzenden Hochwürden, ihn so in das Gespräch mit einbeziehend. «Mit was haben wir uns so eine Strafe Gottes verdient? Sind wir wirklich so böse Leut', dass man uns zeitlebens in Ketten halten muss? Oder liegt am End' gar ein böser Fluch auf unserem Land?»

«Die Prüfung, die uns der Allmächtige schickt, ist gewiss hart», antwortete der Herr Pfarrer und schüttelte bedächtig den Kopf; «wir können seinen Willen nicht erforschen, wir müssen nur auf ihn vertrauen.» Und nach einer kurzen Pause, während der er offensichtlich Zuversicht schöpfte und sich mehr und mehr aufrichtete, sprach er weiter: «ER wird uns nicht vergessen und nicht verlassen. Wir müssen nur durch dieses Feuer hindurch, und ihr werdet sehen, Gott führt uns richtig. Auch wenn wir heute seine Fügung nicht verstehen können, so müssen wir IHM blind vertrauen; ER wird uns nicht verlassen:»

«Ja, aber so einen gemeinen Verrat, ausgerechnet von Hitler, den wir für unseren Retter gehalten haben, den haben wir uns nicht verdient, das kann ich jedenfalls nicht verstehen», warf der Schmied ein.

«Mein lieber Hans», erwiderte der Herr Pfarrer, «auch Christus ist verraten worden von seinem Jünger Judas, und trotzdem hat ER nicht den Mut verloren und ist im Vertrauen auf Gott, den allmächtigen Vater, am Kreuz für uns gestorben. Das war eine viel grössere und schwerere Prüfung, die der Vater seinem Sohne auferlegt hat, und die dieser auch, ohne zu murren, ertragen hat. Denkt daran, meine Lieben, die Wege des Herrn sind endlos und sein Wille ist unergründlich.»

Niemand sprach. Jeder war in seine eigenen Gedanken vertieft; zu den Worten des Pfarrers konnte niemand etwas sagen.

Der eine füllte sein Glas randvoll, ein anderer drehte sich eine Zigarette, langsam und bedächtig, noch einer nahm eine Brezel aus dem Brotkorb, der in der Mitte des Tisches stand, und zerbrach sie zwischen den Fingern.

Da unterbrach ein tiefer Seufzer aus der hintersten Ofenecke die Stille. Die korpulente Rösslwirtin sass dort und hatte den Gesprächen der Männer gelauscht. Jetzt stand sie auf und setzte sich, einen Stuhl hinter sich herziehend, zu ihren Gästen, die, auseinanderrückend, ihr bereitwillig am Tisch Platz machten.

Sie war eine imposante Erscheinung, nahe den Sechzig. Das dichte schwarze Haar, das nur von wenigen silbernen Fäden durchzogen war, trug sie meist zu einem kräftigen Knoten am Nacken zusammengebunden, oder sie flocht abwechslungsweise, wenn sie für die Morgentoilette mehr Zeit hatte, das dichte Haar zu einem breiten Zopf und legte diesen als Kranz um das Haupt, wo sie ihn mit Haarnadeln feststeckte. Diese «Gretelfrisur» stand ihr besonders gut und verlieh ihrem Äusseren eine königliche Würde. Seit dem Tode ihres Mannes trug sie nur schwarze Kleider. Als einzigen Schmuck trug sie an ihrem Gürtel einen mächtigen Schlüsselbund, der keinen Zweifel aufkommen liess, wer die Herrin des Hauses war.

«Mein Bub, das Seppele, wird jetzt wohl müssen die zwei Jahre Konfinierung (Verbannung) absitzen, die sie ihm gegeben haben, weil er bei der Musterung einen Trauerflor am Arm getragen hat anstatt der Spielhahnfeder und dem Blumenbuschen am Hut. Wenn ich mir den armen Bub vorstell', da unten auf der kleinen Insel, inmitten lauter feindseliger Leut'! Dort muss er zwei Jahre verbringen, wie ein Verbrecher, nur weil er bei der Musterung nicht gejucezt hat.» Sie wischte sich mit dem Taschentuch, das sie aus dem linken Ärmel zog, eine Träne aus den Augen. «Und so gehofft haben wir, dass er jetzt freigeht, wenn wir zu Deutschland kommen.»

«Ja, ja sell isch wahr, unsere Kinder haben nichts zu lachen», sagte jetzt der Unterleitner Franz, ein untersetzter kräftiger Bauer aus Rat-

schings mit kurz gestutztem Schnurrbart und rosigen Wangen, der immer zum Viehmarkt nach Sterzing kam und dann meistens einen Tag anhängte, weil ihn die Kellnerin vom «Rössl» bei sich schlafen liess. «Erinnerst du dich noch, Michl, was wir für Hetz gehabt haben bei unserer Musterung?» fuhr er fort und klopfte seinem Nachbarn mit breiter Hand auf die Schulter. «Geleiert haben wir drei Tage lang, weil wir tauglich waren und uns darauf gefreut haben, des Kaisers Rock tragen zu dürfen. Und was war das für ein Freudentanz, als wir eingerückt sind nach Innsbruck, zu die Kaiserjäger!»

«Ja», erwiderte der Michl, «mein Bua ist vor einem halben Jahr eingerückt, der arme Teufel. Wie gerne hätte er unser Käppi mit dem Edelweiss oder der Hahnenfeder getragen; und wo ist er hingekommen? Zur Kavallerie nach Sardinien!»

Entrüstetes Gemurmel.

«Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie komisch der Bub aussieht mit dem Kavalleriehelm auf, grad zum Lachen wär's, wenn's nicht zum Weinen wär'. Er hat uns eine Fotografie geschickt von Cagliari auf Sardinien.»

«Ich kenne die sardinischen Reiter ganz gut», mischte sich jetzt der Bäcker Plock ein. «Die haben ein paarmal versucht, bei uns durchzubrechen, am Isonzo unten. Sind eigentlich ganz schneidige Hund gewesen – kann man nichts sagen –, was wahr ist, ist wahr.» Und nach einigem Nachdenken: «Und jetzt ist dein Bua so ein Reiter!? Na so was, es ist nicht zu glauben!»

«Sei froh, dass sie deinen Buben nur nach Sardinien obigeschickt (hinunter) haben! Meiner hat müssen mit der Infanterie nach Abessinien – zu den Negern! Gott sei Dank hat er es überlebt; wenn er auch heute noch immer krank ist.»

«Malaria!» sagte einer der Anwesenden.

«Es ist wahr, unsere Kinder haben es nicht leicht», liess sich jetzt der Lehrer Salcher hören, während er sein leeres Glas hin- und herrückte in der Hoffnung, dass ihm vielleicht jemand aufschenken würde. Sein rechter Rockärmel steckte leer in der Tasche, er hatte den Arm in der Winterschlacht in den Karpaten verloren. «Bald werden sie überhaupt nicht mehr deutsch können.

Alles nur walsche Schulen! Deutsch reden ist verboten! Von deutsche Lieder singen gar nicht zu reden. Von der deutschen Geschichte haben sie überhaupt keine Ahnung – woher denn auch! Dafür wissen sie aber, wer der Oberdan war, und wo der Amba Alagi liegt!! Ihr werdet sehen, unsere Kinder werden noch ganz Walsche werden, die lieber walsch reden als deutsch. Jeden Samstag müssen sie das schwarze Hemd anziehen und werden gedrillt, ‚Eia, eia, allalà!‘ zu schreien, wo eh’ kein Mensch weiss, was das heissen soll! Heute schämen sie sich noch, wenn sie müssen die schwarze Pfoat (Hemd) anziehen, aber in ein paar Jahren werden sie über unsere alten Bräuche lachen und uns sogar noch beschimpfen. Sie lernen ja nichts anderes! Sie hören ja immer nur die eine Glocke läuten. Ihr werdet sehen, meine Herren, wir gehen als Volksgruppe zugrunde, und es dauert auch gar nicht mehr so lang. Wir können uns mit eigener Kraft aus der Umklammerung dieses Polypen nicht mehr befreien, wir werden zerdrückt, zermatscht und aufgesogen. Und was können wir dagegen tun, meine Herren? Ich frage Sie!»

Niemand antwortete, niemand wusste Rat.

«Das ist eine gute Frage», liess sich endlich der Herr Rechtsanwalt Streiber hören.

Er war ein grosser, kräftig gebauter Mann, eine stattliche Figur. Zwei Schmissee, einer an der rechten Wange, ein kürzerer am Kinn, als Erinnerung an ausgefochtene Messuren während der Studienzeit, gaben seinem Gesicht einen markanten Ausdruck und liessen ihn ernster erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Er trug immer noch einen gestärkten Kragen auf blütenweissem Hemd, auch wenn es nicht mehr gerade modern war, da man eher zu bunten oder gestreiften Hemden mit weichem Kragen tendierte. Er hatte einen aufrechten, gestochenen Gang und war, wenn er durch die Stadt ging und dem Gericht zustrebte, eine wahrlich stattliche Erscheinung. Er war Junggeselle, aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb dem weiblichen Geschlecht besonders zugeneigt, und so manche Dame schmachtete vor Glück, wenn er sie mit einem Blick seiner blauen Augen oder einem freundlichen Lächeln bescherte. Er war kein besonders brillanter Rechtsanwalt,

was aber seiner allgemeinen Beliebtheit keinen Abbruch tat, denn im Grunde gab es in Sterzing ja auch keine spektakulären Fälle zu vertreten; und ausserdem war er damals der einzige deutsche Advokat, dem man seine Sorgen anvertrauen konnte.

«To be, or not to be, that is the question», sprach der Herr Advokat, und die Blicke aller richteten sich auf seine Lippen, denn niemand verstand, was er meinte.

Er liebte es, in seine Gespräche markante Redewendungen einzuflechten; meist in Englisch oder Latein, das niemand verstand.

Auch griechische Phrasen liebte er sehr. Diese Gepflogenheit verlieh ihm den von allen bewunderten Anschein eines hochstehenden, dem profanen Volke überlegenen Nimbus feiner humanistischer Kultur, in dem er sich wie ein Nackter am Meer sonnte.

«Wollen wir einmal die Situation beurteilen, so wie sie sich heute darstellt: Lassen wir die Vorgeschichte beiseite, die nun einmal gegeben und allen bekannt ist. Die Möglichkeit, die wir hatten, unsere Heimat zu befreien und auf die wir alle hofften, ist vorbei und für alle Zeit dahin. Der Führer selbst hat es gesagt und es sogar als sein politisches Testament dem deutschen Volke aufgetragen: die Brennergrenze in alle Ewigkeit anzuerkennen. Damit, meine Herren, sind wir zum zweiten Mal verschachert worden – und dieses Mal endgültig.» Er machte eine Pause. Sein Blick schweifte über die Runde.

«Die Italiener haben nun die Hände frei und können mit uns verfahren, wie sie wollen. Sie werden auch nicht zögern oder Hemmungen haben, auch wenn sie jetzt mit der geplanten Italienisierung ihrer Kolonie keine Eile mehr zu haben brauchen. Jetzt können sie sich Zeit lassen, jetzt haben sie uns sicher. Jetzt können sie die Endlösung in Ruhe vorbereiten, niemand wird sie mehr bei der gründlichen Durchführung stören. Österreich, das noch Anspruch auf Südtirol hätte erheben können, existiert nicht mehr, ist von der Landkarte verschwunden; nicht einmal der Name ist von unserem Vaterland geblieben. Deutschland will uns nicht. Das Spiel, meine Herren, ist ausgespielt – und wieder haben die Italiener gewonnen.»

Er hielt in seiner Rede inne, zog ein silbernes Zigarettenetui aus der Rocktasche, klappte es auf und entnahm ihm eine Zigarette mit goldenem Mundstück. Dann klappte er mit lautem Knall die Dose zu und steckte sie weg.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet; alle beobachteten ihn so, als ob sie so was noch nie gesehen hätten, wie er langsam ein Schwendenzündholz anstriefte und sich die Zigarette anzündete. Bis jetzt hatte er noch nichts Neues gesagt, hatte keinen Rat, den alle von ihm, dem Herren Advokaten erhofften, gegeben. Er zog an seiner Zigarette, inhalierte tief, spitzte die Lippen und blies den Rauch gegen die Decke; dann sagte er endlich:

«Meine Herren, sorry, es tut mir leid, ich weiss auch nicht, was wir tun könnten. Ich weiss nur, was die Italiener tun werden und wie man mit uns verfahren wird – und das wird alles andere als rosig sein.»

Das Schweigen, das dieser Aussage folgte, war erdrückend. Keiner rührte sich; von der Strasse drang kein Lärm in die Stube, auch wenn man mit einem Ohr immer nach draussen lauschte. Es hätte niemanden überrascht, wenn die Italiener, freudig jubelnd, durch die Stadt marschiert wären und sich über die «stupidi crucchi» lustig gemacht hätten. Niemand hätte was entgegenen können, wenn die Italiener vor jedem Deutschen, dem sie begegneten, die linke Hand auf den rechten Oberarm geknallt hätten, so dass der rechte Unterarm mit der geballten Faust nach vorne geschneit wäre, und gerufen hätten: «Cazzo, il vostro Führer!» Aber die Italiener unterliessen noch diese Äusserung grösster Schadenfreude, wohl weil Adolf Hitler noch in Rom weilte, als Gast ihres grossen Duce.

«Ve la diamo noi, la liberazione, crucchi maledetti!» mochten wohl alle denken. «Lasst euren Führer erst wieder in Berlin sein, dann werden wir euch schon zeigen, wer der Herr im Alto Adige ist.»

Wie sich Hasen bei strömendem Regen in der Ackerfurche niederdrücken, so hockten die Männer in der verrauchten Stube um den Tisch.

Endlich brach der Tischlermeister Bachler das Schweigen:

«Was sagen wir jetzt den Leuten?» wollte er wissen.

Der Meister Bachler war der illegale Kreisleiter von Sterzing. Ein bescheidener, unauffälliger Bürger. Niemand hätte in ihm das führende Oberhaupt der illegalen Bewegung des Kreises vermutet. Er lebte zurückgezogen in seinem Haus neben der Tischlerei, und nur die intimsten Freunde wussten über seine politische Tätigkeit Bescheid, der er sich mit Leib und Seele hingab. Seine Oberschenkelprothese hinderte ihn nicht, die entlegensten Bauernhöfe aufzusuchen und die Bauern auf die bevorstehende Befreiung Südtirols vorzubereiten.

Jahrelang hatte man versucht, der Bevölkerung klarzumachen, dass bald auch für Südtirol der heissersehnte Tag kommen würde, an dem Hitler die Rückkehr Südtirols in den Schoss des Grossdeutschen Reiches verkünden würde. Man freute sich mit den Saarländern, den Österreichern, den Sudenteutschen, und man war stolz, genauso dem grossen deutschen Volke anzugehören, das erstmals in der Geschichte in einem Grossdeutschen Reich vereint sein würde. Man hatte durch jahrelange geheime Kleinarbeit die Südtiroler Bevölkerung auf diesen grossen Tag vorbereitet, der zwangsläufig kommen musste. Alles, was man heimlich und im Verborgenen machen konnte, war getan: Die Hakenkreuzfahnen waren genäht, die Dankesreden an den Führer vorbereitet und auswendig gelernt; alle Ämter waren vergeben, für jede Funktion war jemand vorgesehen; nichts war ausser Acht gelassen worden, jeder kannte seine Aufgabe.

Und dann dieser vernichtende, von niemand erwartete Schlag! Dieser meuchlerische Dolchstoss in das offen dargebotene Herz!

«Dann war ja alles falsch, was wir bisher den Leuten erzählt haben», fuhr er fort. Die Erregung liess seine Adern an den Schläfen und auf der Stirn hervortreten, und deutlich sah man seine Halsschlagader pochen.

«Sollen wir jetzt alles hinschmeissen und sagen: Es tut uns leid, Leutlen, nichts wird von alledem, was wir erzählt haben, geschehen. Begrabt alle Hoffnung auf Befreiung, der Hitler will uns nicht. Schaut's selber, wie ihr mit den Walschen zurechtkommt ...?»

«Ja, soll das heissen, dass wir uns jetzt an die Walschen anpassen sollen?» unterbrach ihn der Schmied Hans und schlug mit seiner kräftigen Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten.

«Soll das heissen, dass wir uns selber aufgeben und den Italienern in den Arsch hineinkriechen sollen – so, wie es schon einige schleimige Brüder getan haben? Sollen wir den Walschen sagen: Jetzt habt's ihr gewonnen, jetzt habt's ihr Südtirol endgültig. Macht's mit uns, was ihr wollt, wir bitten um Gnade! Sollen wir das sagen?»

«Sollen wir wieder zu den Waffen greifen?» hörte man die Stimme eines Mannes am Ende des Tisches.

«Wir haben ja keine», sagte ruhig der Hinterleiter Karl, auch er ein alter Frontkämpfer, mit der grossen silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, «und selbst wenn wir welche hätten: Was könnten wir schon gegen die ganze italienische Wehrmacht ausrichten? Niemand würde uns unterstützen, nirgends könnten wir Zuflucht finden, nicht einmal in Nordtirol draussen, weil dort sind ja jetzt die Deutschen. Na, na, meine Herren, mit Waffengewalt erreichen wir nichts; wir würden ihnen nur einen Vorwand in die Hand spielen, mit uns radikal aufzuräumen.»

Wieder herrschte Stille in der grossen Wirtsstube. Nur das Geschirrkloppern in der Küche war zu hören. Wenn die Kellnerin Nanni die Durchreiche öffnete, dann drang auch der Geruch von gebratenem Fleisch, Gulasch und Röstkartoffeln in die Stube und mischte sich mit dem Tabakrauch, mit dem Geruch von verschüttetem Wein und abgestandenem Bier.

«Es tut mir leid, meine Herren», liess sich endlich der Advokat Streiber wieder hören, «aber ich weiss selbst beim besten Willen nicht, what we can do – wie wir uns am besten verhalten sollen. Wir werden, nach dem, was uns der Hitler angetan hat, nolens volens einen modus vivendi, wie der Lateiner sagt, mit den Italienern in unserm Hause finden müssen. Wir werden sie, ob es uns passt oder nicht, wohl ertragen müssen. Aber jetzt wollen wir erst einmal abwarten, was die Italiener mit uns machen werden.»

«Und beten wollen wir, inbrünstig beten», sagte tonlos der Pfarrer.

«Das ist richtig», sagte der Hinterleiter Karl. «Wer weiss, was für Teufeleien sie sich ausdenken. Dass sie jetzt so still sind und man nichts hört von ihnen, gefällt mir gar nicht. Wer weiss, was sie im Schilde führen»

«Wirklich wahr», sagte der Tischlermeister Bachler, «ich hab' auch so das Gefühl, wie wir es vor der Sprengung am Col di Lana gespürt haben. Und wir haben müssen am Pulverfass sitzen bleiben und haben nichts tun können als beten.»

Plötzlich schrie der Unterleiter Franz, mit rotem Kopf und geballten Fäusten, dass die Knöchel weiss hervortraten:

«Soll ich jetzt, auf meine alten Tage, noch walsch lernen? Das könnt' ich nicht, selbst wenn ich wollte!»

«Darüber, mio caro amico Francesco, brauchst du dir keine Sorgen zu machen», hänselte ihn der Michel, «die werden dir das Walsche schon mit einem Schlegel in deinen leeren Kopf einschlagen, nachdem sie dir das Deutsch mit Rizinusöl haben aussischeissen machen.»

Kräftiges Lachen erfüllte die Stube.

«Das ist nicht zum Lachen, meine Herren», sagte mit lauter Stimme der Herr Notar und machte dem Lachen ein Ende.

«Das ist bittere Wahrheit. Zum Lachen wird es erst werden, wenn ihr alle, wie ihr dasitzt, alle, sag' ich, mit schwarzem Hemd und faschistischem Parteiwappele am Revers, euch gegenseitig mit dem ‚saluto fascista‘ grüssen werdet. Wirklich zum Lachen wird es sein, wenn ich mir eure für Berghut und Hahnenfeder konstruierten Quadratschädel auf einmal mit Alpinihut oder schwarzem Fez mit Tschoggel vorstelle.»

«Soll das also heissen, dass wir uns völlig unterwerfen, unsere deutsche Identität endgültig aufgeben und einfach Walsche werden sollen?» fragte der Kaufmann Wechsler, der bisher nur aufmerksam zugehört hatte.

«Soll das heissen, dass wir uns genauso benehmen, wie es schon einige Windbeutel, ohne Ehr' im Leib, aus purem Opportunismus getan haben?»

«Soll das heissen, dass wir jetzt unsere uralte tirolerische Vergangenheit verleugnen sollen? Unsere ganze Geschichte sollen wir auf einmal vergessen

und keine Hoffnung, jemals wieder österreichisch zu werden, soll uns bleiben?»

«Und das alles, nur weil es der falsche Hund von einem Hitler gesagt hat? Ja, begreift's ihr überhaupt, meine Herren, was das alles bedeutet? Das ist ja ungeheuerlich! Wir, die wir seit Menschengedenken Tiroler sind, sollen auf einmal Italiener werden, nur weil es den grossen Herren in Rom und in Berlin so in den Kram passt? Bis jetzt haben wir dieses ungerechte, schmachvolle und perfide Friedensdiktat ertragen – aber jetzt?!»

«Na, und nimmer länger. Jetzt ist das Mass voll. Jetzt müssen wir uns allein helfen – das sind wir unseren Kindern und uns selber schuldig ...»

«Richtig, der Starke ist allein am stärksten», warf der Advokat ein.

«... und da muss es einen anderen Ausweg geben, wir müssen eine andere Lösung suchen.»

«Und mir, Mander, sell sag' ich euch, ist ein Ende mit Schrecken lieber als eine ewige Versklavung.»

«Wahrscheinlich haben wir wieder einmal eine Gelegenheit verschlafen», mischte sich jetzt der Arzt Dr. Lechner ein, der bisher nur wenig an der Debatte teilgenommen hatte. «Wir hätten das uns zugefügte Unrecht von vornherein nicht akzeptieren sollen. Wenn wir damals, 1918, alle geschlossen aufgestanden wären und uns zur Wehr gesetzt hätten, so wie die Kärntner gegen die Slowaken getan haben, wäre es vielleicht anders gekommen. Das haben wir damals verpasst. Die Walschen waren damals genauso kriegsmüde wie wir. Vielleicht hätten sie sich mit Trient und Triest zufriedengegeben, wenn sie an der Salurner Klause Widerstand angetroffen hätten, und nicht auch noch auf ein Stück Österreich gepocht. Aber so sind sie bei Nacht und Nebel und ohne Widerstand nach Südtirol einig'fahren.»

«Das ist richtig», sagte der Herr Rechtsanwalt, «damals, am 4. November 1918 hätten wir müssen die Salurner Klause zusperren und sagen: Nec plus ultra – bis hierher und nicht weiter! Aber damals haben wir die Waffen fünf Minuten zu früh aus der Hand gegeben.»

«Heute haben wir wieder eine Gelegenheit verschlafen», fuhr mit erregter Stimme Dr. Lechner fort. «Wir haben nur im geheimen, illegal – wenn ich dieses Wort höre, muss ich lachen – für den Anschluss Südtirols an das Deutsche Reich gearbeitet. Wir haben uns nicht getraut, offen unsere Meinung zu sagen. Wir haben es nicht gewagt, unseren Wunsch nach Befreiung laut in alle Welt zu schreien. Na, wir sind nur in finsternen Kellern bei dunkler Nacht, versteckt und heimlich – illegal! – zusammengekommen und haben uns selber nur gegenseitig Hoffnung gemacht, dass uns wer anders schon helfen wird.» Er nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Glas, schenkte es wieder voll, dann sagte er:

«Und sagt nicht, wir hätten keinen Führer gehabt. Der hätte sich im Laufe des Aufstandes schon herauskristallisiert. Der wäre von ganz allein aufgetaucht oder aus irgendeinem Tal herausgekommen, wo ihn niemand vermutet hätte. Auch wenn sie uns zusammengeschlagen hätten, das hätten wir riskieren müssen, aber die Welt hätte aufgehört und hätte von der Ungerechtigkeit erfahren, die die beiden Goliaths dem kleinen David zufügen. Und wenn trotzdem die Walschen gewonnen hätten – was gar nicht g'sagt ist –, dann könnten sie wenigstens behaupten, sie hätten Südtirol erobert und könnten dadurch einen Anspruch darauf erheben. Aber a so ... haben wir ihnen unsere Heimat immer wieder freiwillig überlassen.»

«Da muss ich Ihnen recht geben, Herr Doktor», sagte der Schmied Hans, «das, was wir getan haben, ist zuwenig gewesen. Vielleicht hätten wir den Herren Führern einen Strich durch die Rechnung machen können. Aber jetzt ist es zu spät dazu. Der Hitler hat uns abgeschrieben, und der Mussolini wird uns jetzt schon geben fürs In-der-Kirchen-Forzen – weil recht viel mehr haben wir nicht getan.»

Und wieder entspannte ein befreiendes Lachen die düstere Stimmung.

«Darf's noch a Viertele sein, Herr Doktor?» fragte die Nanni.

«Na, Nanni, nur noch ein Achtele», erwiderte der Herr Doktor, «aber bring mir ein Geheimnis (kleines Gulasch), bitt' schön.»

«Mir auch eines.»

«Mir auch!»

«Mir ein Würstel mit Sosse.»

«Mir auch ein Würstel, aber mit Senf!»

«Habt's vielleicht auch ein Herreng'röstel? Jo? Aber nur eine kleine Portion!»

Während die Nanni die Bestellungen aufnahm und in die Küche weitergab, hatte auch die Wirtin ihren Platz am Stammtisch verlassen und hatte sich in die Küche begeben, um die Zubereitung der bestellten Speisen zu überwachen.

Die bisher so lebhaft geführte Diskussion über die neue politische Lage, die sich für Südtirol in so unerwarteter und auf so dramatisch-brutale Art ergeben hatte, schien sich totzulaufen. Die Argumente, die jeder Einzelne vorgebracht hatte, waren alle einzeln erörtert worden, ohne eine konkrete Lösung gefunden zu haben; man war müde und hungrig geworden.

«Meine Herren, ich möchte auch noch etwas zu diesem Thema sagen, was mir von Wichtigkeit erscheint, zumindest aber einer tiefen Überlegung wert ist», sagte langsam und ruhig der Zahnarzt, während er sich aus einem flachen Zigarettenetui eine aus Dolce-Tabak und Riz Abadie Nr. 2 selbstgedrehte Zigarette herausnahm. Auch er war ein alter Frontkämpfer. Ein grosser schlanker Mann, an die fünfzig Jahre alt. Ein kurzgestutzter Schnurrbart zierte seine Oberlippe, helle Augen leuchteten unter buschigen Brauen. Von Anfang des Krieges an war er mit dem 1. Tiroler Kaiserjäger-Regiment in Galizien gewesen. Beim Sturm auf Gorlice wurde er verwundet. Eine Feindeskugel durchbohrte seine Kappe – den Stahlhelm gab es damals noch nicht – und streifte seine Schädeldedecke, wo sie eine tiefe Furche zog, in die man heute noch einen Bleistift hineinlegen konnte. Das Kapperi mit Ein- und Ausschuss hing im Speisezimmer oberhalb des gekreuzten Säbels an der Wand. Darunter, hinter goldgerahmtem Glas befanden sich seine Tapferkeitsmedaillen und die seines Vaters, die dieser sich 1866 im Feldzug gegen Garibaldi bei Peschiera am Gardasee verdient hatte. Nach der Genesung und Entlassung aus dem Lazarett war er wieder zu seinem alten Regiment eingerückt und hatte bis Kriegsende am Pasubio und am Gardasee-Abschnitt bei Riva ge-

kämpft. Der Gefangenschaft war er nur entgangen, weil er sich damals nach einer erneuten Verwundung gerade auf Genesungsurlaub in Meran befand.

Mit zartem Druck formte er das runde Mundstück der Hülse, zündete die Zigarette langsam und bedächtig an und fuhr dann fort:

«Dass wir nach dem, was Hitler gestern in Rom gesagt hat, nun endgültig die Verlierer sind, darüber gibt es wohl keinen Zweifel mehr. Und genauso sicher ist es, dass wir von niemandem mehr eine Hilfe zu erwarten haben. Jetzt, meine Herren, sind wir alle Zeit bei Italien – ob es uns passt oder nicht. Wir selber haben keine Schuld, dass es so gekommen ist. Wir haben unsere Heimat mit unserem Blut verteidigt, und nie und nirgends ist es dem Feind gelungen, uns aus den Stellungen zu werfen. Jetzt aber, nach diesem letzten und gemeinsamen Verrat, müssen wir die Fahnen streichen und die Stellung freiwillig räumen und müssen all unseren gefallenen Kameraden sagen: Kameraden – müssen wir sagen – ihr seid umsonst gefallen – für nichts und wieder nichts. Und all eure Opfer, ihr Invaliden und Kranke, waren genauso nutzlos. Ihr habt nur Pech gehabt, und wir alle, die wir hier sitzen mit euch, diese unsere Heimat haben wir jetzt verloren, und keine Aussicht und Hoffnung besteht mehr, dass sich daran in Zukunft was ändern wird. Fremde Mächte, verlogene und falsche Führer haben uns – und kein Mensch weiss, warum – bestraft und verdammt. Sie haben nicht nur das Land Südtirol den Italienern geschenkt, sie haben auch uns Südtiroler Menschen ausgelöscht. – Uns gibt es nicht mehr! – Ab jetzt sind wir keine Tiroler mehr, sondern Italiener. – Und das sage ich euch, meine Herren: *Das vertrage ich nicht! Das heb' ich nit!*»

Seine Stimme wurde immer lauter und erregter. Fast schreiend fuhr er fort:

«Ich will nit, dass meine Kinder stockwalsch werden, die deutsche Sprache, die deutsche Kultur verlernen und vielleicht später einmal sogar noch verleugnen. Ich will nicht, dass mein Bua das schwarze Hemd tragen und mit den Walschen zusammen in Abessinien Krieg führen muss. Ich will nicht, dass mein Sohn vielleicht sogar eine Negerin als Frau mir ins Haus bringt oder meine

Tochter nach Sizilien heiratet! Ich bin a Tiroler, bin alleweil a Tiroler gewesen und will immer – bis zu meinem Tod – ein Tiroler bleiben. Und wenn ich das in meiner Heimat nicht mehr sein kann – und nicht mehr sein darf, dann, meine Freunde ... werde ich eben gehen.»

Er hielt inne, drückte die ungeraucht verglimmte Zigarette aus, zog das Taschentuch aus der Hosentasche, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte:

«Wenn es keine andere Lösung mehr gibt, dann ... dann ... lebe ich lieber als freier deutscher Tiroler in einer fremden Welt als wie als Italiener in meiner alten Heimat!

Aus mir werden sie nie – niemals, sage ich – einen Italiener machen. Ich weiss noch nicht, wo ich hingehen werde, aber dableiben tu ich unter diesen Umständen auf keinen Fall!»

Er hielt mit der linken Hand die Tischkante umklammert, während er mit der rechten ein Glas Wein hinunterschüttete.

«Mir kommt vor, als wenn meine Verwundungen wieder anfangen täten zu bluten! – Mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich daran denke, was mir noch bevorsteht: dass ich meine Heimat verlassen muss! – Aber ich kann nicht anders!»

Er wischte mit Zeige- und Mittelfinger beider Hände über die Augen und schneuzte sich kräftig.

Keiner der Anwesenden sagte ein Wort. Alle waren betroffen, denn niemand hatte bis jetzt an die Möglichkeit einer Auswanderung gedacht. Alle sassen schweigend da, schauten sich mit fragenden Blicken an, keiner wusste etwas zu sagen.

Nur die Nanni, die ganz von ihrer Arbeit eingenommen war, servierte unbeirrt die bestellten Speisen.

Die Option

Es ist müßig, heute über das Faktum «Option», so wie sie nach dem Verzicht auf Südtirol durch Adolf Hitler von dessen Bevölkerung verlangt wurde, zu befinden. Jede Beurteilung hätte nur rein hypothetischen Wert, da keine von ihnen nachvollziehbar wäre. Vielleicht kann eine spätere Generation von Historikern nach dem Studium der heute noch in den Archiven verschlossenen Dokumente ein objektives Urteil darüber vorlegen.

Trotzdem ist es unerlässlich, sich mit dem Problem «Option» zu befassen, denn sie war für Südtirol von entscheidender Bedeutung. Das Ergebnis der Option hatte für das Land schicksalhafte Folgen. Damit wurden die Weichen gestellt, die schlussendlich zur heutigen Autonomie Südtirols geführt haben.

Mit der Option bot man, wenn auch diktatorisch, den deutschsprachigen Südtirolern die Möglichkeit, für eines von zwei Angeboten zu «optieren», d.h. zu wählen.

Eine «Option» war für Italien: Wer dafür optierte, konnte als italienischer Staatsbürger in Italien bleiben. Es änderte sich nichts an seinem staatsbürgerlichen Status, der ihm nach dem Ersten Weltkrieg aufgezwungen worden war (damals konnte niemand für Österreich oder Italien «optieren»). Es war das offizielle Bekenntnis des Betreffenden, der Zugehörigkeit zur deutschen Volksgruppe zu entsagen und die Bereitschaft zu bekunden, «sich als Italiener zu fühlen und für immer ein treuer Bürger des Königreiches zu sein». Das Recht, für immer in der Heimat Südtirol bleiben zu können, war dadurch aber keineswegs garantiert, denn es wurde dahingehend eingeschränkt, «dass jene Südtiroler, die nach ihrer Option für Italien ihre irredentistische Haltung beibehalten hätten, in Provinzen südlich des Po übersiedelt würden».

Die zweite «Option» war für Deutschland: Entschied man sich dafür, wurde man deutscher Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten. Man verlor die italienische Staatsbürgerschaft und musste – nachdem der Besitz vom italienischen Staat abgelöst worden war – nach Deutschland abwandern. Ein Verbleib in Südtirol als deutscher Staatsbürger war nicht möglich.

Es gab noch eine dritte Möglichkeit, nämlich die der «Nichtoption». Diese war zwar offiziell nicht gegeben, war aber doch vorgesehen und gab zu verschiedenen Interpretationen Anlass. Diese dritte Form der Option, die schon bald als die «Graue Option» bezeichnet wurde und von vielen Südtirolern in Betracht gezogen worden war, ist sowohl von Italien als auch von Deutschland dahingehend ausgelegt worden, dass sich der Betreffende nicht als zum deutschen Volke zugehörig betrachte, da er von der Möglichkeit, dies offiziell zu bekennen, nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Option für eine der zwei Möglichkeiten war Pflicht und musste bis zum 31. Dezember 1939 erfolgen. Wer nicht optierte, d.h. die Option ignorierte, den Termin versäumte oder die ganze Option als solche ablehnte, indem er für keine der zwei Möglichkeiten optierte, blieb automatisch italienischer Staatsbürger. Nicht zu optieren wäre somit einer Option für Italien gleichgekommen.

Mit der vorgeschlagenen «Option» für einen dieser Wege wurde den Südtirolern bei aller Härte, die sie beinhaltete, immerhin die Möglichkeit geboten, ihre persönliche Zukunft selbst und nach eigenem Ermessen bestimmen zu können. Ein Faktum, das einer gewissen Fairness nicht entbehrte, wenn man die allgemein üblichen Methoden einer ethnischen Säuberung betrachtet.

Man kann aus heutiger Sicht die Option und deren Ergebnis nur beurteilen, wenn man sie im Zusammenhang oder als Folge der damals in Europa herrschenden politischen Konstellation betrachtet. Damals war Hitler der mächtigste Mann in Europa und bereitete, seiner politischen Vision planmässig und konsequent folgend, den Krieg gegen Russland vor. In diesem gigantischen politischen Konzept spielte Südtirol keine Rolle. Die Westgrenze war gefestigt, das Rheinland und die Saar in das Reich einbezogen (über Elsass-Lothringen konnte man, wenn notwendig, später reden), Frankreich stellte keine Gefahr dar. Der Westwall stand vor der Fertigstellung.

Die Ostgrenze des Reiches war durch die Eingliederung Österreichs und die Heimholung der Sudetendeutschen, die nur zur Inbesitznahme der Tschechoslowakei gedient hatte, so weit nach Osten vorgeschoben worden, als es mit friedlichen Mitteln möglich war. Ungarn,

Rumänien und Bulgarien waren durch diplomatische Bemühungen zu Trabanten Deutschlands geworden. Somit waren bereits wichtige Voraussetzungen für ein gegen Russland gerichtetes Aufmarschgebiet geschaffen. Es fehlte noch Polen, und das war nur mit militärischen Mitteln zu bekommen. Und das hiess: KRIEG.

Hitler war somit an dem Punkt seines Programms angelangt, der eine Konsolidierung der südlichen Grenze des Reiches vorsah.

Dazu brauchte es ein wohlwollendes Italien, und er fand in Mussolini einen konsonen Verbündeten, den man aber auf keinen Fall durch bedeutungslose und (aus Hitlers Sicht) unsinnige Gebietsforderungen verärgern und dadurch in seinem Land schwächen durfte. Der Duce hätte seinerseits niemals und unter gar keinen Umständen auf das Alto Adige weder verzichten dürfen noch können. Die Brennergrenze war für das italienische Volk zum Symbol seines Reiches und damit zu einem Prestigefaktor geworden. Hätte Hitler, selbst wenn er es gewollt hätte, daran gerüttelt, er wäre beim Duce und beim italienischen Volk auf Granit gestossen. Aber ein solches Problem stellte sich nie, auch wenn es der Wunschtraum der Südtiroler war. Für Hitler war Südtirol sowieso unbedeutend und nie ein Problem. Er konnte es nicht gebrauchen, es war für seine Pläne unwichtig. So konnte er ohne Weiteres den Verzicht Deutschlands auf Südtirol testamentarisch und für alle Zeiten sanktionieren.

Damit war sowohl Hitler als auch Mussolini gedient.

Mussolini hatte an seiner Nordgrenze einen mächtigen Freund, der keinerlei territoriale Anforderungen stellen würde. Weiters konnte er die Verteidigung der heiligen Brennergrenze gegenüber dem mächtigen Deutschland dem italienischen Volke als genialen diplomatischen Sieg darstellen, und letztendlich konnte er nun die Italienisierung dieser unsicheren Provinz rücksichtslos vorantreiben.

Hitler war auch zufrieden, denn er hatte nun im Süden des Reiches die damalige Grossmacht Italien als Verbündeten, die ihm die Stabilität der Südgrenze garantieren sollte. Er hatte ausserdem diese wichtige Etappe seiner weitgesteckten strategischen Pläne mit einem niederen Preis, dem Verzicht

auf Südtirol, bezahlt. Beide Diktatoren waren froh, beide hatten erreicht, was sie wollten.

Es blieb nur noch das sekundäre Problem, das der Menschen, zu lösen. Mussolini wollte seine nördliche Provinz von allen deutschsprachigen Elementen befreien, um die Italienisierung im Kolonialstil total und für alle Zeiten zu erledigen.

Hitler war bereit, diese Menschen aufzunehmen, sie konnten ihm schon in absehbarer Zeit sowohl als Soldaten als auch als Siedler in den zu erobernden Gebieten nützlich werden.

Einmal über das Prinzip einig, entschloss man sich in einem unerwarteten Anflug von Grossmut, jedem einzelnen Südtiroler die Entscheidung über seine Zukunft selbst zu überlassen. Man gab ihm die Möglichkeit, innerhalb eines gewissen Zeitraumes für einen der zwei Vorschläge zu optieren: Italien oder Deutschland.

Die Option war geboren.

Der Ausgang dieser Volksbefragung war von vornherein klar und im Sinne der beiden Diktatoren.

Keiner Volksgruppe wurde jemals wieder ein ähnliches Angebot gemacht. Keine Volksgruppe der Welt konnte jemals frei – und jedes einzelne Individuum für sich selbst – über sein Schicksal entscheiden.

Von der zwangsweisen Aussiedlung innerhalb von Stunden unter Mitnahme nur der tragbaren Güter, von Massendeportation in völlig fremde, unbewohnbare Gegenden, brutaler Gewalt bis hin zu Massenerschiessungen zwecks ethnischer Säuberung wird die Endlösung der Minderheitenfrage heute noch, unter Missachtung jeglicher Menschenrechte, in allen Teilen der Welt praktiziert.

Der Grund, warum die angelaufene Umsiedlung erlahmte und schliesslich ganz zum Stillstand kam, war der Krieg.

Die den Südtirolern nach dem Krieg ermöglichte Rückkehr in die Heimat war der Entschluss der siegreichen Alliierten. Sie hatten erkannt, dass die Südtiroler keineswegs Deutsche, sondern Österreicher sind, dass sie weder als Nazi noch als Faschisten zu betrachten seien, und dass sie nicht für Hitler, sondern für ihr «Deutschtum» gekämpft hatten, welches ihnen Mussolini mit faschistisch-diktatorischer Me-

thode streitig machen wollte. In der Folge wurde das Hitler-Mussolini-Abkommen von den Alliierten für nichtig erklärt, den bereits Ausgewanderten die Rückkehr ermöglicht und schliesslich den Südtirolern die volle Autonomie innerhalb des italienischen Staates als österreichische Volksgruppe garantiert.

Es dürfte wohl heute jedermann erkannt haben, dass die Option für Deutschland der Beweis dafür war, dass die Südtiroler «Deutsche» (im Sinne der Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis) sind.

Hätten sie damals für Italien optiert, hätte es nie «deutsche Südtiroler» gegeben und daher auch keinen Grund, ihnen eine Autonomie zu gewähren.

Schlussbetrachtung – Südtirol und Hitler

Wenn wir Südtiroler jetzt, nach zwei verlorenen Kriegen, nach zwei überstandenen Diktaturen, nach Überleben zweier Schweregeburten: Option und Autonomie, noch als gesunde und geschlossene österreichische Volksgruppe in der eigenen Heimat leben können, so ist es weniger unserem überlegenen diplomatischen Geschick, das alle aufgetretenen Hindernisse brillant zu meistern verstand, zuzuschreiben als vielmehr unserer Bedeutungslosigkeit, die wir im Allgemeinen politischen Konzept der Grossmächte darstellen. Wir haben nur ein kleines, strategisch irrelevantes Stückchen Land (ausser vielleicht für Italien) aufzuweisen und stellen mit nur 250.000 Seelen ein völlig uninteressantes Menschenpotential dar. Erbarmungslose Gewalt riss uns, die wir bis dahin im warmen Bett Gesamttirols bzw. Österreichs eingebettet waren, aus der Wiege und rüttelte uns wach.

So haben uns all die Kriege, Diktaturen und Geburtswehen die hohe Kunst des Überlebens gelehrt, die uns schlussendlich das Erreichen des heutigen Wohlstandes ermöglichte.

Der hohe Lebensstandard ermächtigt aber keineswegs, uns einer selbstgefälligen Lethargie hinzugeben, denn sie würde unweigerlich zum Untergang unserer Volksgruppe führen.

Um aber unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen zu können, ist es unerlässlich, dass wir unsere Vergangenheit kennen. Wir dürfen nie die von unseren Ahnen ertragenen Leiden aus den Augen verlieren, müssen ihre Nöte und Mühen zu schätzen wissen und von ihren Erfahrungen profitieren. Nur aus unserer Vergangenheit können wir die Kraft schöpfen, die zur Gestaltung unserer Zukunft nötig ist.

Da unsere Beziehungen zum nationalsozialistischen Deutschland nun einmal einen wesentlichen Bestandteil unserer Vergangenheit darstellen, ist es unvermeidbar, dass wir uns mit dem Phänomen Adolf Hitler auseinandersetzen müssen, um seinen Einfluss auf unsere Vergangenheit zu verstehen.

Wir müssen uns das gesamtpolitische Konzept Hitlers vor Augen führen, um zu erkennen, warum die (wenn auch nur teilweise) Freiheit,

die wir heute geniessen, niemals von Adolf Hitler kommen konnte, sondern uns schlussendlich von den siegreichen Alliierten gewährt wurde.

In Hitlers politischer Vision war Südtirol völlig bedeutungslos, ja geradezu inexistent und, da es nun einmal da war, sogar lästig, während wir uns in trügerischer Illusion dem Traum hingaben, er würde unser Retter sein.

Alle seine politisch-strategischen Pläne gipfelten in einem einzigen Ziel, nämlich der Vernichtung des Bolschewismus und der Eroberung Russlands, um dem deutschen Reich den Lebensraum zu verschaffen, den es unbedingt benötigte, um eine Grossmacht zu werden. Das war sein Credo, dem er seine gesamten politischen Ambitionen mit fanatischer Hingabe widmete.

Diesem einfachen politischen Konzept ist Hitler zeitlebens treu geblieben. Er ist keinen Fingerbreit davon abgewichen, hat es nie aus dem Auge verloren und hat all seine Massnahmen danach ausgerichtet und diesem Zweck untergeordnet.

Das seinerzeit schwer erkennbare politische Konzept Adolf Hitlers erscheint im Nachhinein als ein kohärentes, zwangsläufig ablaufendes Räderwerk, in dem jede Phase seiner politischen Massnahmen folgerichtig ineinander greift.

So ist heute der Ablauf der Ereignisse in genau studierten, geplanten und konsequent durchgeführten Etappen offenbar. Jede Etappe bedingte die folgende. Es erscheint uns heute wie ein Mosaik, wo alle Teile zusammenpassen und ein einziges grosses Bild ergeben, was seinerzeit aber an den einzelnen isolierten und aus dem Zusammenhang genommenen Steinen schwer erkennbar war.

Seine grossen politisch-strategischen Pläne musste Hitler schon sehr früh konzipiert haben. Sie mussten in den chaotischen Zuständen, die damals in den unmittelbaren Nachkriegsjahren im besiegten Deutschland herrschten, geboren worden sein. In ihm, dem Nobody aus Österreich, der nichts konnte, der keinen Beruf hatte, sein Leben in Not fristete, aber mit einer überragenden Intelligenz und Willenskraft ausgezeichnet war, reifte der Entschluss heran, diese seine politische Vision zu verwirklichen, und er «... beschloss, Politiker zu werden» («Mein Kampf»).

Von diesem Augenblick an läuft die ganze Karriere Hitlers programmgemäss und generalstabsmässig geplant ab, bis zu dem Zeitpunkt, an dem er erkennen muss, in seinen Plänen einen tödlichen Fehler gemacht zu haben: die völlige Unterschätzung Englands. Als er endlich erkannte, dass er sich niemals, wie er gehofft hatte, mit England einigen könne, war es bereits zu spät, das Ruder herumzureissen. Sein Untergang war unvermeidlich geworden, ja seine totale Vernichtung bereits eingeleitet.

Aber soweit sind wir noch nicht. Wir wollen uns zunächst einmal die charakteristischen Momente ansehen, die zur Verwirklichung seiner politischen Vision führen sollten.

Fürs erste benötigte Hitler eine Partei. Eine kleine, wo die Aufstiegsmöglichkeiten und schliesslich die Übernahme der Führung in kürzester Zeit möglich sein würde und für einen hochintelligenten und mit ausgeprägten Führungsqualitäten ausgestatteten Mann, der Hitler nun einmal war, möglichst schnell erfolgen konnte. Wenn es diese Partei noch nicht gab, musste man sie eben selber gründen. So entstand die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei - Hitler hatte die Mitgliedsnummer 7), und schon bald übernahm er deren Führung. Er ging sofort daran, sie nach eigenem Gutdünken zu organisieren und für seine Pläne zu strukturieren. Er baute die kleine Partei zu einem rein diktatorischen Instrument aus, zumal seine Langzeitpläne nur diktatorisch zu realisieren waren.

Schon bald hatte er in der NSDAP und in ihren Formationen (SS, SA, HJ usw.), deren unbedingten Gehorsams er sicher war, ein Werkzeug in der Hand, mit dessen Hilfe sowie durch geschicktes Stimulieren und Ausnützen der wirtschaftlichen Not und der nationaldeutschen Gefühle des Volkes er Reichskanzler werden und die uneingeschränkte Regierungsmacht übernehmen konnte.

Nachdem die Phase der Machtkonsolidierung (Diktatur) abgeschlossen war, konzentrierte er sich auf das nächste Ziel: die Eroberung der Wehrmacht.

Alles, was Hitler in dieser Phase machte, war dahingehend ausgerichtet, Deutschland eine schlagkräftige Wehrmacht zu geben und die im Landesinneren nötigen Voraussetzungen ihres taktischen und stra-

tegischen Einsatzes (Flugplätze, Autobahnen, Motorisierung, Ausbildung zur wirtschaftlichen Autonomie – und was so alles dazugehört) zu schaffen. Damit kurbelte er gleichzeitig die gesamte Industrie an, schuf Arbeitsplätze und verschaffte sich dadurch den Konsens des Volkes. Für den eigentlichen Aufbau der Wehrmacht fand er in dem in seiner ganzen Geschichte zu blindem Gehorsam erzogenen Offizierskorps eine willfährige Hilfe.

Das alte kaiserlich-preussische Offizierskorps war nach dem verlorenen Krieg arbeitslos, in Pension oder vegetierte frustriert im 100.000-Mann-Heer dahin. Es war froh, endlich wieder einen energischen oberkommandierenden Befehlshaber gefunden zu haben, selbst wenn es nur ein Gefreiter war.

Sie wurden wieder eingestellt, bekamen wieder Arbeit und Ansehen; sie hatten wieder eine Karriere vor Augen, die ihnen Beförderungen, Auszeichnungen und Privilegien garantierte.

Diese dem preussischen Offizierskorps in hohem Masse anezogenen Eigenschaften, die von Karrierehunger, Liebedienerei, gemeinem Intrigenspiel bis hin zum blinden unbedingten und absoluten Gehorsam reichten, nützte Hitler weidlich aus. Er machte den gesamten Führungsstab der jungen Wehrmacht zu sicheren und willigen Befehlsempfängern. Wer opponierte, wurde seines Postens (und war er noch so hoch und bedeutend) enthoben und in die Wüste geschickt oder überhaupt eliminiert.

Als Hitler sich des Offizierskorps sicher war und es nach Gutdünken manipulieren konnte, ging er daran, sein liebstes, weil für seine Zwecke wirksamstes und unentbehrlichstes Werkzeug auszubauen: Er machte aus dem lächerlichen 100.000-Mann-Heer eine schlagkräftige moderne Wehrmacht. All dies geschah, während der Westen noch immer den beglückenden Siegesrausch vom gewonnenen Krieg ausschließte.

Nachdem er nun auch die Wehrmacht geschaffen hatte, ging er sofort die nächste Phase seines grossen strategischen Planes an: die Schaffung eines der Grösse des Vorhabens entsprechenden Aufmarschgebietes für sein Heer.

Die Verwirklichung dieses Punktes sah als ersten Schritt die Besetzung des Rhein- und Saarlandes als Rückendeckung im Westen (Westwall) und gleich-

zeitiges Testen der Offensivmöglichkeiten Frankreichs vor. Nachdem die Westgrenze des Reiches gesichert war, wandte er sich dem Osten zu.

Geschicktes Schüren der nationaldeutschen Gefühle der Österreicher und die Ausnützung ihrer wirtschaftlichen Misere, in der sie sich befanden, führten schliesslich zu deren Eingliederung in das Grossdeutsche Reich, womit er ein weit nach Osten reichendes Gebiet zur Verfügung bekommen hatte.

Die Ausnützung der gleichen Gefühle bei den Sudetendeutschen hatte nicht allein die Eingliederung des Sudetenlandes zum Ziele (das hätte die Mühe nicht gelohnt), sondern diente dazu, die ganze Tschechoslowakei (als «Protektorat») zu besetzen und dadurch die Grenzen des Reiches näher an Russland heranzuschieben.

Die weiteren Schritte zur Erreichung desselben Zieles (Aufmarschgebiet im Osten) waren diplomatischer Natur: Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Türkei und Finnland wurden Satelliten des Reiches.

Nun stand noch die Konsolidierung der Südflanke des Reiches an. Es ist sattsam bekannt – und auch in diesem Buch beschrieben –, wie Hitler dieses Problem löste. Hier sei nur noch einmal kurz aufgezeigt und darauf hingewiesen, was für eine Rolle Südtirol in den Plänen Hitlers spielte: absolut keine. Und da glaubte das Südtiroler Volk in seiner Not, in Hitler den Retter zu haben und opferte diesem Irrglauben alles – sogar sich selbst!

Es fehlte nur noch Polen. Und das bedeutete: Krieg. Und jetzt trat der Fehler ans Licht, der Hitler bei seinem ganzen strategischen Konzept unterlaufen war: die Fehleinschätzung Englands. Er hatte immer und in all seinem Tun den Blick nur nach Osten gerichtet, in der (falschen) Überzeugung, dass es ihm gelingen würde, sich mit der Weltmacht England irgendwie und irgendwann, ja selbst noch nach einem siegreichen Ende des Polen- und des Frankreichkrieges, zu einigen.

Er glaubte, dass eine Vernichtung des Bolschewismus an seinen Wurzeln auch für England von grösserer Bedeutung sein müsste als ein starkes, aber nach Osten gerichtetes Deutsches Reich, das auf jeden aus-

serkontinentalen Anspruch verzichten würde. Nie hat er ernstlich an eine entscheidende Konfrontation mit England gedacht. Der Zweifrontenkrieg steckte noch immer als todbringende Katastrophe für das Reich in seinen Überlegungen. Er wollte keinen Krieg mit England, und da er ihn nicht wollte – durfte er nicht sein. So hatte er jede gegen England gerichtete strategische Planung unterlassen. Während das Unternehmen «Barbarossa» längst in allen Details ausgearbeitet war, standen Hitler selbst und sein gesamtes Wehrmachtsoberkommando nach der siegreichen Beendigung des Frankreichfeldzuges und dem Scheitern aller Friedensbemühungen mit England (Mission Hess) völlig ratlos da. Niemand hatte mit der Hartnäckigkeit Englands gerechnet.

«Was nun?» war die in allen Stäben, bis ins Führerhauptquartier zirkulierende Frage (von Manstein).

Jetzt machte sich die Fehleinschätzung Englands bemerkbar. Von diesem Augenblick an war Hitler die Initiative der Kriegsführung genommen. Er war in die Defensive gedrängt. Der gefürchtete Zweifrontenkrieg war Deutschland aufgezwungen, der schliesslich zum Untergang der Hitler'schen Visionen führte.

Es ist immer leicht, im Nachhinein über politische Ereignisse Meinungen zu äussern. Aber alle können immer nur Hypothesen sein, keine ist belegbar.

Eines aber scheint mir doch sicher: Hätte Hitler den Krieg gewonnen (dann hätte ihn mit ihm auch Mussolini gewonnen), dann – ja, dann gäbe es heute kein Südtirol mehr, wie immer auch optiert wurde; insofern haben wir «das falsche Opfer» gebracht.

* * *

Es wäre anmassend, wollte ich mit diesem Buch die kurze, aber schicksalshafte Geschichte Südtirols beurteilen. Achtzig Jahre sind für ein Volk, das seine Geschichte in Jahrtausenden misst, weniger als ein Wimpernschlag. Ich will auch nicht die nun allmählich vernarbenden Emotionen wieder anheizen und ebensowenig die zu einer grösseren europäischen Einheit führende Entwicklung stören. Die objektive Beurteilung dieser achtzigjährigen Episode in der Ge-

schichte Südtirols ist Aufgabe von seriösen Historikern und gewissenhaften Wissenschaftlern.

Während der Arbeit am Manuskript standen mir sorgfältige Forschungsarbeiten mit daraus resultierenden emotionslosen Thesen nur in begrenztem Ausmasse zur Verfügung. Die geschilderten Ereignisse beruhen alle auf persönlichen Erlebnissen und entbehren daher jeglichen schriftstellerischen Anspruchs.

Für die redaktionelle Beurteilung, die Vorschläge und Verlegung dieses Buches ist «Athesia», dank ihrer Kompetenz, Fachkenntnis und Kapazität der ideale Verlag; ihr schulde ich meinen Dank.

Für die unverzichtbare Kritik und die Lektorierung gebührt Dr. Josef Rampold meine Anerkennung. Die glückliche Tatsache, dass wir beide dieselbe geschichtliche Epoche in derselben Heimatstadt erlebt haben, hat manch fruchtbringende Emotion erweckt, die nicht unwesentlich zur Verwirklichung dieses Buches beigetragen hat. Ich schulde ihm für seine Arbeit volle Hochachtung.

Die mühsame und schwierige Abfassung des Manuskriptes wäre nutzlos gewesen, hätte nicht Dr. Ernst Wielander hartnäckig auf die Fertigstellung und Publikation gedrängt. Er war es, der alle meine Bedenken und erschwerenden technischen Fakten in langen Diskussionen widerlegte und vom Tisch fegte; jetzt, nach getaner Arbeit, will ich ihm danken.

Der Verfasser

Meran, im Sommer 2000